1.



# Soldaten-Bibliothek

# Napoleon Bonaparte.

Erzählung
von
**Wilhelm Herchenbach.**

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck u. Verlag v. G. J. Manz.



Stahlstich v. H. Pinhas.

# Napoleon I.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Soldaten-Bibliothek.

# Napoleon Bonaparte.

## Erzählung

von

**Wilhelm Herchenbach.**

Mit Illustrationen.

**Regensburg.**
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1884.

# Ein neues Unternehmen
## von dem Schriftsteller Wilhelm Herchenbach.

Nachdem ich für die Jugend über zweihundert Bändchen geschrieben habe, deucht es mir auf diesem Gebiete genug, und ich möchte nun auch für die Soldaten eine Bibliothek herausgeben, an welcher sie sich für ihren Beruf heranbilden können. Sie haben täglich so viel Zeit übrig, daß ihnen dieses leicht möglich ist. Für den Anfang, und wenn die Unterhaltung bei den Truppen Anklang findet, möchte ich nur geschichtliche Werke bringen, denn der Soldat

ist berufen, einen Teil der Geschichte durch seine Kämpfe vorzubereiten und auszuführen; er muß also auch Freude daran haben, das zu lesen, was seine Vorgänger teils mit ihren Waffen und teils mit ihrem Geiste ausgeführt haben.

Ich weiß recht wohl, daß ein großer Teil der Soldaten sich wenig um die Geschichte kümmert und nur das liest, was ihm der Zufall in die Hände bringt; aber er sollte niemals vergessen, daß der Krieg seine nächste Aufgabe ist, und daß es für ihn einen unendlich größeren Wert hat, in dieser Materie etwas Tüchtiges zu wissen, als in vielen anderen Dingen, wovon er sich noch immer Kenntnis verschaffen kann. Junge Leute sollten sich besonders darauf legen, die Geschichte und die Thaten ihrer Vorgänger kennen zu lernen, um im gegebenen Falle im stande zu sein, ihren Vorgängern nachzueifern.

Der Soldat ist an die Geschichte gebunden, und je mehr er von derselben versteht, desto sicherer wird er im stande sein, seinen Beruf zu erfüllen,

und selbst ein tüchtiger Verteidiger seines Vaterlandes zu werden.

Es fehlt nicht an jungen Leuten, welche jedes ernste Buch scheuen, aber man muß sie doch immer darauf hinweisen, bei welcher Lektüre sie am besten fahren. Dazu giebt es unter dem Soldatenstande eine Menge von jungen Leuten, die zu Hause keine Gelegenheit hatten, in den Sinn der Geschichte einzudringen. Für solche ist das Lesen von besonderer Wichtigkeit, weil sie für den Krieg da sind, und sich außer ihrer Dienstpflicht auch mit dem besonderen Charakter ihrer Bestimmung bekannt machen sollen.

Wo gäbe es ein Land, welches nicht einmal groß in seinen Kriegsleistungen war? Jedenfalls aber wird der Soldat, der sich in seinen Freistunden mit der Geschichte befaßt, tüchtiger als ein anderer, der sich im Lesen nur mit Schwänken und nichtssagender Lektüre behilft.

Wir geben den Soldaten zuerst die Geschichte Napoleons, weil die Zeit zu kommen scheint, wo

die Franzosen wieder über Deutschland herzufallen bereit sind. Lesen sie seine Geschichte, so werden sie vor seinen Erfolgen zittern, aber auch die Zeit herbeiwünschen, wo sie berufen sind, die alte Schmach noch einmal abzuwaschen, wie sie es mit so großem Erfolge 1870 und 71 gethan haben.

## I.

In den Pferdeställen der Wiener Hofburg waren nur noch zwei Stallknechte anwesend, nämlich der alte Grisca und sein sechzehnjähriger Sohn Leopold; die anderen benutzten ihren Sonntag, um draußen umherzuschwärmen.

„Es ist herzlich langweilig hier im Stalle," sagte Leopold, „laß uns Karten spielen oder sonst etwas Zeitvertreibendes thun. Oder, mein Vater, erzähle mir von dem Bonaparte, wovon jetzt die ganze Welt voll ist. Ich möchte einmal eine richtige und wahrheitsgetreue Schilderung von ihm haben."

Der alte Grisca las alle Zeitungen, die ihm in die Hände fielen und er beschäftigte sich voller Vorliebe mit dem aufsteigenden Sterne Napoleons. Er war ihm die Hauptsache bei allem, was er unternahm und that, und sprach zu seinem Sohne: „Setz' Dich da auf den Schemel, Leopold, und lausche aufmerksam meinen Worten, denn ich sage Dir, die Welt gebiert nur einmal einen Napoleon, und es lohnt sich wahrlich der Mühe, seinem Ursprunge und seiner Lebensgeschichte nachzuforschen. Du kennst aus der Schule her

die einsam im Meere gelegene Insel Korsika, die, ringsum von Wasser umgürtet, keine fremden Elemente in sich aufnimmt. Es ist dieselbe Insel, auf welche Seneca verbannt war.

In den letzten Jahrhunderten haben die Einwohner stets mit den Genuesern und Franzosen im Kampfe gelegen und mit der bewunderungswürdigsten Tapferkeit ihre Unabhängigkeit zu wahren gesucht. Die Bonapartes hatten sich aus Toskana nach dieser Insel geflüchtet und dort im Laufe der Zeit alle Eigentümlichkeiten der Korsikaner angenommen. Karl Bonaparte, ein Abkömmling dieser Familie, studierte zu Pisa die Rechtswissenschaft, besaß große Fähigkeiten und ein hervorragendes Rednertalent; aber er war nicht allein ein ausgezeichneter Advokat, sondern auch ein hervorragender Krieger, welcher den Franzosen viel zu schaffen machte.

Mitten unter den Gefechten und Scharmützeln fand er noch Zeit zu sanfteren Gefühlen und vermählte sich mit Lätitia Ramolini, die sich durch eine außerordentliche Schönheit und Charakterfestigkeit vor allen anderen ihres Geschlechtes auszeichnete. Sie teilte mit ihrem Gatten die Gefahren des Bürgerkrieges und begleitete ihn überallhin auf seinen Expeditionen. Diese Frau gebar ihrem Gatten dreizehn Kinder, von denen fünf Söhne und drei Töchter den Vater überlebten.

Napoleon Bonaparte wurde am 15. August 1769 zu Ajaccio im Hause seines Vaters geboren. Lätitia, seine Mutter, befand sich auf dem Wege zur Himmelfahrtsmesse, als sie fühlte, daß ihre schwere Stunde nahe. Sogleich kehrte sie um und brachte den großen Mann, dem man den Namen Napoleon beilegte, zur Welt.

Er wurde rauh und abgehärtet erzogen, wie es bei

den Kindern auf Korsika üblich ist. Schon frühe zeigte er einen großen Eigensinn und einen Widerwillen gegen das Nichtsthun. Unter seinen Spielzeugen befand sich eine dreißig Pfund schwere Kanone, die man den Reisenden noch jetzt in seinem Geburtshause zeigt. Im Winter wohnten seine Eltern in Korsika, im Sommer auf dem Lande. Wenn man längst der Küste von Ajaccio in der Richtung der Insel Sanguiniere weiter geht, so trifft man eine Meile von der Stadt auf zwei steinerne Thorpfeiler, die nach einer zerfallenen Villa, dem ehemaligen Wohnsitze eines Halbbruders der Madame Bonaparte, des bekannten Kardinals Fesch, führt. Der Zugang zu dem Hause ist mit Kakteen und anderen Gewächsen eingefaßt und überwölbt. Jetzt sind Haus und Garten vernachlässigt, früher aber waren sie sorgfältig gepflegt. Das war der Sommeraufenthalt Napoleons.

Unter Kakteen, Ölbäumen, Waldreben und Mandelbäumen steht ein isolierter Granitfelsen, die Grotte Napoleons genannt. Hier brachte er seine Ferien zu, und man ist geneigt, zu glauben, daß sich hier seine Kriegspläne und Eroberungen zeitigten.

Nachdem die Franzosen die Insel genommen, söhnte sich sein Vater mit ihnen aus und erhielt eine Stelle bei dem Gerichtshofe von Ajaccio. Graf Marboeuf, der Gouverneur von Korsika, hatte großen Gefallen an dem jungen Napoleon und verschaffte ihm eine freie Stelle in der Militärschule zu Brienne, wo er sich in den Wissenschaften und ihrer praktischen Anwendung so sehr auszeichnete, daß alle seine Lehrer nicht genug Rühmendes von ihm sagen konnten. Mit eisernem Fleiße lag er den Studien ob, und vermied alles, was ihn davon abziehen konnte. Freunde hatte er nur wenige und keine Vertrauten. Nichtsdesto-

weniger übte er einen großen Einfluß auf seine Mitschüler aus, und durch seine hervorragenden Geistesgaben war er ihr natürlicher Anführer.

Einmal bewog er im Winter seine Mitschüler, aus Schnee eine regelrechte mit Wällen und Bollwerken versehene Festung zu bauen. Dieser Festungsbau verriet sein ungeheueres Talent für solche Dinge. Er teilte die Schüler in Verteidiger und Angreifer, und es entstand ein so heißer Kampf, daß die Lehrer Waffenstillstand gebieten mußten.

Einst war den Schülern verboten worden, an einem in der Nähe von Brienne stattfindenden Jahrmarkte teilzunehmen. Seit undenklichen Zeiten hatten sie an diesem Tage die Freiheit gehabt, dort zu erscheinen, und ihrem Wollen ungehinderten Ausdruck zu geben. Es wurmte sie deshalb, daß ihnen dieser Tag genommen wurde. Der Befehl war in die Worte gekleidet, „die Schüler dürften ihren mit Mauern umgebenen Bezirk nicht überschreiten.“ Da der Befehl einer doppelten Auslegung fähig war, so wußte Bonaparte Rat. Auf seinen Wunsch untergruben sie die Mauer und gingen durch die offene Bresche, welche durch den Zusammensturz entstand, zum Jahrmarkte.

Er war so ehrgeizig und feinfühlend, daß er in Krämpfe fiel, wenn ihm eine Strafe diktiert wurde. Zum Glücke blieb sie jetzt aus, denn die Schulbehörde konnte auf die Übertretung keine Strafe setzen, sondern mußte sich zufrieden geben.

Im Alter von vierzehn Jahren (1783) wurde er von Herrn von Keralio, dem Oberaufseher der zwölf Kriegsschulen, mit einigen anderen ausgewählt, um seine Ausbildung in der Hauptschule zu Paris fortzusetzen. Hier erregte er durch seine Fähigkeiten und seine Leistungen in der Mathematik dieselbe Aufmerksamkeit wie in Brienne.

In seinem siebzehnten Jahre wurde er Unterlieutenant in einem Artillerieregimente; er blieb es aber nicht lange, sondern avancierte bald zum Oberlieutenant bei dem in Valence liegenden Corps.

Damals begann schon die Gährung unter dem Volke, und sie drang auch in die Reihen der Offiziere hinein, so daß sich die einen zu den Royalisten oder Königlichen, die anderen zu dem Volke oder den Patrioten schlugen. Napoleon stellte sich auf die Seite der letzteren.

Im Jahre 1792, als die Revolution immer schnellere Fortschritte machte, rückte er nach dem Dienstalter zum Artilleriehauptmanne auf. In Paris war er Zeuge von den blutigen Greueln, welche die Republikaner verübten. Sie widerten ihn an und er sprach: „Ein entschlossener Offizier mit einem Häuflein Leute könnte hier mit leichter Mühe Ordnung schaffen, denn die Massen sind feige.“

Er sollte es in seinem Heimatlande, wohin er auf Urlaub gekommen war, anders erfahren. Seine Landsleute erhoben sich gegen die Franzosen; er verteidigte sie mit dem Schwerte und die Folge war, daß er mit seiner Familie ausgewiesen wurde. Madame Bonaparte, ihre drei Töchter und Hieronymus, der damals noch ein Kind war, segelten von ihrem Heimatlande ab und ließen sich zuerst in Nizza, dann in Marseille nieder; an beiden Orten befanden sie sich in kümmerlichen Umständen.

Nicht ganz Frankreich war mit der Revolution, welche dem Könige und der Königin das Leben kosten sollte, zufrieden. Viele hielten es noch mit dem Könige. Zu diesen Royalisten gehörte auch die Stadt Toulon. Sie rief die Hilfe der spanischen und englischen Geschwader an, die an ihren Küsten kreuzten. Sie folgten dem Rufe, und es schifften sich eine Anzahl von Spaniern,

Sardiniern, Neapolitanern und Engländern aus, welche sich vor die Festung legten. Diese Maßregel hätte die ganze Revolution niederschlagen können, wenn sie richtig und thatkräftig gehandhabt worden wäre; denn Toulon war das Zeughaus der französischen Seemacht, es besaß unermeßliche Vorräte von Schiffsbedürfnissen, eine Flotte von siebzehn segelfertigen Schiffen und dreizehn oder vierzehn andere, welche der Ausbesserung bedurften. Eine Macht, welche stark genug war, sich hier zu halten, konnte dem niedergedrückten Königreiche wieder zum Triumphe verhelfen. Die Engländer schienen diesen Erfolg wirklich herbeiführen zu wollen, denn im Anfange glückte ihnen alles, was sie unternahmen. Aber die Republik verfügte über ein großes Talent, über Napoleon, den man in den Militärschulen von Brienne und Paris ein Genie ersten Ranges genannt hatte. Obschon er noch sehr jung war, ernannte man ihn zum Artilleriemajor und gab ihm den Oberbefehl über die Artillerie von Toulon.

Er kam vor Toulon an und besichtigte die Belagerungsmannschaften und Einrichtungen. Die Ungeschicklichkeit der Belagerer setzte ihn in Erstaunen. Die Batterien, welche die englische Flotte zerstören sollten, waren drei Schußweiten von derselben entfernt, konnten also niemals treffen. Die glühenden Kugeln wurden in weitentfernten Landhäusern glühend gemacht, nicht in eigenen, bei den Batterien stehenden Öfen.

Napoleon überzeugte den General Cartaux, daß die Kugeln nicht treffen konnten, indem er einige Schüsse abfeuerte, die nicht einmal den halben Weg zurücklegten.

Er veranlaßte einen Kriegsrat, in welchem er seinen Plan zur Eroberung der Festung vorlegte. Mancher von den alten Offizieren schüttelte den Kopf; die Vorschläge



Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

BONAPARTE IN TOULON.

gefielen ihnen nicht; aber nach einer langen Beratung wurde sein Vorschlag angenommen, und er erhielt den Auftrag, die Stadt nach seinen Vorschlägen zu nehmen.

Napoleon suchte sich aus der Menge der Offiziere die fähigsten heraus und ließ einen Belagerungspark von mehr als zweihundert Kanonen zusammenfahren. Er gab den Kanonen eine so vorteilhafte Stellung, daß er direkt in die englische Flotte auf der Rhede hineinfeuern konnte. Er riet zum Angriffe, aber die Volksrepräsentanten, welche mit Napoleon und den Truppen vor Toulon lagen, traten ihm hindernd in den Weg und verzögerten den allgemeinen Angriff. Schließlich gewann er sie für seinen Plan und siegte über die Stadt durch seine heroischen aber wohl überlegten Angriffe.

Die Furcht vor der Grausamkeit der Sieger war entsetzlich, vierzehntausend Personen flohen in überstürzender Eile. Man hatte den Beschluß gefaßt, das Zeughaus und die Schiffsvorräte samt denjenigen französischen Schiffen, die nicht mehr seetüchtig waren, zu zerstören. Zwei Schiffe, die als Pulvermagazine gebraucht worden waren, wurden versenkt und ein Teil der abgetakelten Schiffe zerstört. Es war ein furchtbarer Brand, welcher immer heller loderte und den Zuschauern einen Wald von brennenden Schiffsmasten zeigte, während die in der Festung anwesenden Republikaner in einem Halbdunkel erschienen.

Endlich dachten die Jakobiner in der Stadt daran, über die fliehenden Royalisten herzufallen. Die Flüchtigen, welche sich noch nicht auf den rettenden Schiffen befanden, erhoben ein furchtbares Jammergeschrei, die Jakobiner antworteten mit wilden Racherufen, aber bald verstummten sie, denn eine den Boden erschütternde Explosion setzte alles in Schrecken. Die Flamme hatte viele hundert

Pulverfässer ergriffen. In großen, schrecklichen Feuergarben flogen viele tausend Trümmer gegen Himmel und fielen verheerend wieder auf die Stadt herab. Bald folgte eine zweite Explosion, welche den furchtbaren Schrecken noch vermehrte.

Die Spanier, welche helfen sollten, die Schiffe zu versenken, hatten sich die Sache leicht gemacht und sie angezündet. Das war eine Nacht des Schreckens, des Feuers und des Blutvergießens.

Manches Haupt mit schwarzem Haare wurde in dieser Nacht schneeweiß; aber aus dem Flammenmeere gebar sich Napoleons Ruhm, sein Stern stieg sehr rasch zum Zenith, aber es muß jedem Menschenfreunde wehe thun, daß sein erster Ruhm sich durch Feuer und Brand befleckte.

Toulon war also gefallen, und dadurch die Hoffnung der königlichgesinnten Bewohner des Südens erloschen. Man überzeugte sich, daß man den Jakobinern keinen Widerstand entgegensetzen konnte, und diese moralische Niederlage wirkte weit nachteiliger, als die Eroberung der Stadt. Gleichwohl konnten die Jakobiner ihrer Rache nicht vollauf die Zügel schießen lassen, denn die meisten Royalisten hatten sich gerettet; gleichwohl wurden viele erschossen, und Bonaparte soll dabei den Befehl geführt haben; man sagt, er habe in einem Briefe an den jüngeren Robespierre seine Freude geäußert, daß diese Aristokraten vernichtet seien, und sich „Brutus Bonaparte, Sansculotte" unterschrieben.

Der junge Artilleriehauptmann gelangte schnell zu einem großen Rufe und er erhielt die Weisung, als Bataillonschef nach Italien zur Armee abzugehen. Vorher aber brauchte ihn noch der Konvent, von dem er den Auftrag erhielt, die Küsten des mittelländischen Meeres zu besich-

tigen und in Verteidigungszustand zu setzen. Es war kein angenehmes Geschäft für ihn, denn er kam mit den Behörden von kleinen Städten und Dörfern in Berührung, die zu ihrem eigenen Schutze alle Batterien haben wollten, aber an die allgemeine Sicherheit nicht dachten, so daß er selbst mit dem Konvente in eine gefährliche Stellung kam.

Nachdem er demselben seinen Bericht abgestattet hatte, begab er sich ohne Zeitverlust in das Hauptquartier der französischen Armee zu Nizza. Hier waren sie sehr beengt, denn die Österreicher und Sardinier, welche vergebens versucht hatten, sie zurückzuwerfen, waren im Besitze des Col di Tenda, der unteren Alpenpässe und der von Turin über Saorgio nach Nizza führenden Straße geblieben.

Bonaparte entwarf einen Plan, nach welchem der Feind aus seiner Stellung vertrieben, über die Alpen zurückgeworfen und Saorgio genommen werden sollte. Für diesen Plan wußte er den General Demorbion, den Volksrepräsentanten Ricors und Robespierre zu gewinnen.

Er hatte alles sehr wohl berechnet und es gelang ihm, alles so auszuführen, wie er es geplant hatte. Saorgio fiel mit vielem Gepäcke und Vorräten in die Hände der Franzosen, die sich zugleich der höheren Alpenkette bemächtigten.

Um diese Zeit wäre Napoleon fast einer Anklage zum Opfer gefallen. Er hatte in seinem Plane der Befestigung der Mittelmeerküsten den Vorschlag gemacht, ein altes Staatsgefängnis zu Marseille, genannt das Fort Nikolaus, in ein Pulvermagazin umzuwandeln. Die stets mißtrauischen Bürger von Marseille nahmen die Sache anders auf. Sie bezüchtigten den Offizier, welcher zur Ausführung schritt, des Verbrechens, er wolle aus diesem

Turme eine zweite Bastille zur Unterdrückung der Patrioten machen. Vor die Schranken des Konvents gefordert, konnte er leicht darlegen, daß die Idee nicht von ihm, sondern von Bonaparte ausging. Nun sollte Napoleon vor dem Konvente erscheinen, aber die Repräsentanten beim italienischen Heere konnten ihn nicht entbehren und gaben über den Ursprung und den Zweck des Unternehmens eine solche Auskunft, daß selbst der mißtrauische Sicherheitsausschuß sich zufrieden gab."

„Und was folgt nun?" fragte Leopold, der sehr aufmerksam zugehört hatte, seinen Vater.

„Das ist bis jetzt alles," antwortete Grisca. „Und ich sollte denken, es sei genug, denn Du siehst, daß dieser Bonaparte ein Mann ist, vor dem sich nach und nach alle beugen werden. Sein eiserner Charakter und sein kluger Kopf ebnen ihm die Wege zu hohen Ehrenstellen."

„Er führt seinen Säbel gegen die Österreicher," sprach Leopold; „das ist für mich genug, um ihm gram zu sein. Vater, ich will Soldat werden; ich will gegen den Napoleon kämpfen und ihm zeigen, daß ein guter Österreicher seinem Kaiser zur Seite steht."

Grisca lächelte. „Mein Sohn," sprach er, „Dein Patriotismus gefällt mir, aber was willst Du gegen den aufsteigenden Stern machen?"

„Wie ich denke, so werden ihrer viel sein, Vater. Laß mich ziehen!"

„Das muß ich doch zuerst mit der Mutter überlegen. Unsere Arbeit ist hier gethan; wir wollen zu ihr hinübergehen."

Frau Antoinette Grisca war eben beschäftigt, das Abendbrot zu bereiten. „Denke Dir, Antoinette, unser Leopold will gegen den Napoleon kämpfen."

Die Frau legte das Messer weg, mit dem sie Gemüse geschnitten hatte, und entgegnete in einem ruhigen Tone: „Grisca, der Junge hat mehr Patriotismus, als Du und viele andere. Ich habe den Knaben lieb und gebe mein Herzblut für ihn, aber wenn er gegen die Franzosen ziehen will, dann laß ihn gehen. Dieses aufgeblasene Volk muß gedemütigt werden. Im vorigen Jahre haben sie unsere gute Prinzessin Antoinette unter das Fallbeil gebracht, und das verzeihe ich ihnen niemals. Ich habe sie noch als kleines Mädchen gekannt und weiß, wie gut sie war. Der Napoleon ist wahrlich nichts weiter, als ein Tyrann! Als Offizier, welcher die Gnade seines Königs genossen, mußte er für diesen das Schwert ziehen und nicht für die blutdürstigen Patrioten, die ihren König mit kaltem Blute umbrachten. Aber er hat die Volkspartei gewählt, weil bei dieser Ruhm und Ehre in Aussicht steht. Er mag steigen, so hoch er will; dasselbe Volk, welches ihn erhoben, wird ihn auch fallen lassen, dessen bin ich gewiß. Wenn Leopold aus eigenem Antriebe gegen dieses Volk marschieren will, so hat er meinen Segen."

Grisca war sprachlos: „Wenn ich gewußt hätte, daß es so kommen würde," sprach er, „dann würde ich ihm nichts von dem Bonaparte erzählt haben."

„Laß es Dich nicht gereuen, Grisca! So eine gute, liebe Dame wie eine gemeine Verbrecherin zu behandeln und ihr das Haupt abzuschlagen. Ihr Blut schreit um Rache zum Himmel, und alle guten Vaterlandsfreunde sollten zu den Waffen greifen und dem gottlosen Volke das Handwerk legen. Wenn ich eine Mannsperson wäre, ginge ich noch heute unter die Soldaten, um ihm den Garaus machen zu helfen."

Grisca war sprachlos, weil seine eigene Frau ihrem

Sohne zu Kriegsdiensten riet; aber er durfte sich nicht widersetzen.

Leopold nahm die Sache so, als wenn auch sein Vater die Erlaubnis gegeben, und begab sich sofort in die Hofburg, wo er einem Offizier die Mitteilung machte, daß er Soldat werden wolle, und zwar je eher, desto lieber. Der Offizier erzählte es am folgenden Tage dem Kaiser, und dieser hatte solche Freude an dem Entschlusse, daß er sogleich einwilligte und einem Unteroffizier den Befehl gab, ihn besonders einzuexerzieren, bis er weit genug vorgeschritten sei, um in die Armee eingereiht werden zu können. Aus seinem Marstalle gab er ihm ein Pferd und sorgte für eine Uniform.

Es zeigte sich bald, daß er große Fähigkeiten hatte, denn er war nicht allein sehr klar von Kopf, sondern hatte auch bis vor einem Jahre die höheren Schulen besucht.

„Der Kaiser hat ein Auge auf Dich geworfen," sagte ihm eines Tages sein Unteroffizier, „darum passe tüchtig auf den Dienst. Wenn es gut geht, sollst Du zum Offizier ernannt werden."

Eigentlich war das nicht das Begehren des jungen Mannes gewesen, aber da es ihm so vom Himmel fiel, so fügte er sich darein. Im Sommer, es war am 26. Juli, brachten die Zeitungen die Nachricht, der wütende Robespierre sei ein Opfer seines übertriebenen Patriotismus geworden; man habe dahinter andere und zwar tyrannische Zwecke vermutet. Deshalb wurden er und sein Bruder unter das Fallbeil gebracht. Für Bonaparte hätte das sehr gefährlich werden können, denn er war mit dem jungen Robespierre enge befreundet. In der That wurde er vor den Konvent gefordert. Er sagte aus, daß ihm

die eigentlichen Zwecke der Robespierre unbekannt gewesen; er habe sich in der Person geirrt.

Er wurde in der That freigesprochen. Um sich noch reiner zu waschen, schrieb er an einen Bekannten: „Das Schicksal des jungen Robespierre hat mich einigermaßen gerührt, aber, wäre er auch mein Bruder gewesen, so würde ich ihn doch mit eigener Hand erdolcht haben, hätte ich gewußt, daß er mit tyrannischen Plänen umgehe."

So schrieb er, obschon er sich offenbar mit den Jakobinern eng liiert hatte. Der große Mann, welcher nachher Kaiser wurde, drehte im Anfange den Mantel nach dem Winde und wußte vortrefflich mit demselben zu segeln. Sobald er sich aber emporgearbeitet hatte und die Zügel in der Hand hielt, gab es keinen größeren Tyrannen als ihn. Sein Wort mußte gelten und wenn eine Welt dabei zu Grunde ging; er duldete keinen anderen Willen neben sich und wurde zum größten Despoten, den jemals die Welt gesehen. Bonaparte stand einmal im Geruche, ein Jakobiner zu sein. Er wurde deshalb seiner Stelle entsetzt und verhaftet; aber er hatte Glück, sein Landsmann Salicetti verwandte sich für ihn und rettete ihm das Leben, aber er wurde seiner Stelle entsetzt und bei der Infanterie zur Disposition gestellt. Er ging nach Marseille, um seine Familie, die in der größten Dürftigkeit lebte, zu besuchen, aber er konnte ihr weder Geld noch Trost bringen und auch beides nicht von seiner Familie erlangen.

Da man schon früh sehr viel von ihm gehalten hatte, so gingen von dem verhältnismäßig noch unbedeutenden Manne die geringsten Ereignisse durch die Zeitungen. Sie kamen auch nach Wien, und Leopold freute sich wie ein König, daß er im Verdachte stand, ein wütender Jakobiner zu sein.

„Ich hatte gehofft, mein Schwert mit ihm kreuzen zu können," sprach er zu seinen Kameraden, „aber es scheint, daß es sich nicht mit seinem Blute besudeln soll."

Auch seiner Mutter war es nicht recht, daß er so still von der Schaubühne verschwand, aber sie konnten beide nichts dagegen thun.

Lange konnte Napoleon es in seiner Unthätigkeit und mit dem schmalen Verdienste nicht aushalten. Im Mai 1795 kam er nach Paris, um eine Offiziersstelle bei der Artillerie zu suchen. Er war in der großen Stadt verlassen und hilflos. Überall suchte er Freunde und Fürsprecher, und ging auch an dem Schauspieler Talma, der mit ihm auf der Militärschule zu Brienne gewesen war, nicht vorüber. Talma hatte von dem kleinen Bonaparte stets Großes gehofft, denn er hatte in der Militärschule gesehen, welche eminente Fähigkeiten er besaß. Aber er hatte einen Feind, der ihm jeglichen Widerstand entgegensetzte. Das war Aubry, ein alter Artillerieoffizier und Präsident des militärischen Ausschusses. Er wollte ihn nicht aufkommen lassen, weil er ihn für einen Jakobiner hielt. Bei ihm beklagte sich Napoleon heftig über seine Versetzung zur Infanterie. Aubry warf ihm seine Jugend vor, die auf eine Stellung bei der Artillerie keinen Anspruch habe. Da antwortete Napoleon, daß seine Dienstleistung im Felde die Zahl der Dienstjahre wohl aufwiege.

Wie von einer Natter gestochen fuhr Aubry empor, denn er fühlte sich persönlich beleidigt, weil er nicht lange im Felde gestanden hatte. Napoleons Stolz regte sich; er ließ sich auf eine weitere Erklärung nicht ein, sondern gab seine Entlassung ein.

Zu seinem Glücke wurde sie nicht angenommen; wo wäre sonst seine künftige Größe geblieben. Er war noch

Offizier und konnte jeden Augenblick wieder angestellt werden, aber er hatte zu viel vergessen zu machen.

Seine Lage wurde unterdessen immer ungemütlicher, denn er war ohne Thätigkeit und sein Einkommen reichte kaum hin, das Allernotwendigste zu decken. In dieser Not wandte er sich an Barras und Freron, die ihm eine Stellung in der Artillerie verschaffen sollten. Als sie auf Schwierigkeiten stießen, unterhandelte er sogar um die Erlaubnis, in türkische Dienste treten zu dürfen, um die Muselmänner im Gebrauche der Artillerie besser zu unterrichten.

Daß er sich stets mit den höchsten Gedanken trug, geht aus seiner Äußerung hervor: „Wie sonderbar wäre es, wenn ein kleiner korsischer Artillerieoffizier König von Jerusalem würde.“

Als seine Bewerbungen immer dringender wurden, bot man ihm ein Kommando in der Vendée an, aber er schlug es aus und wurde endlich zum Kommandanten einer Artilleriebrigade in Holland ernannt; aber dort kam er vorerst nicht zur Verwendung.

Die französische Nation war endlich des Blutvergießens und des Nationalkonventes müde, denn sie hatten alle ihre Mitglieder von Geist und Talent getötet. Es gab keine hervorragenden Redner und Staatsmänner mehr, die Körperschaft war eine vielköpfige, aber nichtssagende Rotte ohne Einfluß und Entschiedenheit geworden, und er war nicht im stande, die noch immer wildbewegte Menge zu regieren. Die Elite der Fürsten und Adeligen weilte in der Verbannung, man konnte also, ohne sich zu kompromittieren, nicht zum Königtume zurückkehren. Der Konvent beschloß eine Verfassung, die etwas von der Stetigkeit der Monarchie an sich habe; deshalb gab er einem Ausschusse von elf Mit-

gliedern den Auftrag, eine solche nach diesem Principe zu entwerfen. Dieser richtete die Republik nach der früheren römischen ein. Es sollte nicht ein einziger Präsident an der Spitze stehen, sondern ein Rat von fünf Direktoren. Der gesetzgebende Körper sollte aus einem Rate der Alten und einem Rate der Jungen mit fünfhundert Mitgliedern bestehen. An den Rat der Fünfhunderte kamen die Gesetze zuerst, damit sie erwogen und geprüft würden, aber der Rat der Alten war allein die beschlußfassende Versammlung.

Die politischen Freunde des hingerichteten Robespierre, die bisher im Konvente gesessen hatten, wollten ihre einträglichen Stellen nicht verlieren und setzten deshalb ein Dekret durch, nach welchem zu den gesetzgebenden Versammlungen wenigstens zwei Drittel aus dem Konvente gezählt werden müßten.

Die Bürger wollten sich das nicht gefallen lassen, sondern volle Freiheit der Wahl haben. Sie versammelten sich unter dem Schutze der Nationalgarden, die auf ihrer Seite standen. Die Gemüter wurden immer unruhiger, und in den Versammlungen sprach man davon, die Nationalgarden sollten mit ihren Musketen gegen den Konvent schreiten und Gesetze machen, wie es der revolutionäre Pöbel oft mit seinen Piken gethan.

Der Konvent sah die heranziehende Gefahr und hielt es für notwendig, sich mit geregelten Truppen zu versehen, deren er fünftausend ganz sicher für sich zählte. Die fünftausend Soldaten griffen die Sache freudig auf und dachten mit den Pekins, wie man die Nationalgarde schimpfte, schon fertig zu werden. Der Konvent hatte überdies noch einige hundert Artilleristen zur Verfügung, die seit der Erstürmung der Bastille stets gute Demokraten gewesen waren. Zum Schlusse holte er aus den Gefängnissen noch

ein Corps von fünfzehnhundert Freiwilligen. Es waren die Überbleibsel des Insurrektionsbataillons, welche als Leibwache Heberts und Robespierres so ungeheuern Greuel verübt hatten. Sie sollten die Bürger in Schrecken jagen.

In der That erschraken die Bürger vor den Bluthunden, aber es funkelte auch der alte Haß in ihren Augen. Ein heißer und verzweifelter Kampf schien unvermeidlich.

Die Bürger wählten zu ihrem Anführer den General Danicau, der Konvent den General Menou, der sich aber durch seine Unentschlossenheit unmöglich machte. Er wurde verhaftet, aber sie mußten einen Mann von entschlossenem Geiste haben.

Barras empfahl den kleinen Bonaparte, der sich mit so viel Geschick der Stadt Toulon bemächtigt hatte. Bonaparte wurde herbeigerufen und abgefragt; er war sogleich bereit.

Mit seinen zweihundert Kanonen besetzte er die Tuilerien und alle Zugänge zu denselben. Das alles war in zwei Stunden geschehen. Die Bürger waren durch den Rückzug Menous kühn geworden; sie beschlossen deshalb, auf die Kanonen loszugehen und die Rücknahme des Dekrets zu erzwingen.

Am 4. Oktober versammelten sich mehr als dreißigtausend Nationalgarden. Obwohl sie keine Geschütze hatten, so rückten sie doch auf verschiedenen Straßen vor, wurden aber überall heftig mit Kanonen angegriffen. Die Trauben- und Kartätschenschüsse, welche in die dichten Massen der Nationalgarden fuhren, richteten ein furchtbares Blutbad an; dennoch griffen die Nationalgarden an und stürzten sich sogar auf die Kanonen, um sie mit stürmender Hand zu nehmen. Aber mit jedem Kartätschenschuß wurden

die Straßen vollständig gefegt, so daß die Leichen der Nationalgarden in Haufen aufeinander lagen. Die Bürger mußten weichen; in einer Stunde war das ganze Gefecht entschieden.

Nun zogen die siegreichen Truppen des Konventes in die Sektionen und zerstreuten und entwaffneten ihre Gegner, mit welcher Arbeit sie bis spät in die Nacht zu thun hatten.

Dieses Gefecht, in welchem Bonaparte seine Mitbürger niederkartäscht hatte, brachte ihm reichen Lohn. Fünf Tage nach dem Blutbade lenkte Barras die Aufmerksamkeit des Konventes auf den jungen entschlossenen Offizier, welcher ihn in der Not so rasch gerettet hatte, und schlug ihn zum zweiten General in der ihm unterstehenden Armee vor. Dieser Vorschlag wurde unter allgemeinem Beifalle genehmigt.

Das nun gewählte Direktorium bestand aus Barras, Sieyes, Reubel, Letourneur de la Manche und Reveilliere Lepaux.

Sieyes, dem die Stellung zu gefährlich vorkam, lehnte ab, und an seine Stelle wurde Carnot gewählt.

Wie hatte sich für Bonaparte das Blatt gewendet. Vor kurzem war er noch von einem hochgestellten Manne zum anderen gegangen, um sich eine Anstellung zu erbetteln. Durch einen Dienst von ein paar Stunden war er plötzlich zu Stellung und Einnahme gekommen, aber dabei sollte der glückliche Rücksichtslose nicht stehen bleiben. Als Mitdirektor der höchsten Gewalt schien es Barras nicht schicklich, noch ein Kriegsamt zu haben; er dankte ab, und Bonaparte wurde zum Obergeneral des Innern ernannt.

In Paris herrschte Teuerung, die Lebensmittel waren kaum zu bezahlen, deshalb gab es häufig Aufstände, die Bonaparte zu dämpfen hatte.

Als er einst die Volksmenge ermahnte, auseinanderzugehen, trat ihm ein stark beleibtes Weib entgegen und sprach: „Achtet nicht auf diese Stutzer mit Epauletten; es liegt ihnen wenig daran, ob wir alle verhungern, wenn nur sie sich voll und dick fressen können.“

„Seht Euch einmal an, gutes Weib,“ sagte Bonaparte, der damals spindeldürr war, „und sagt mir, wer von uns beiden am fettesten ist.“

Das war so die richtige Art, wie man das Pariser Volk behandeln mußte; das Gesindel lachte über die mutige Amazone und lief auseinander.

## II.

Bonaparte, der Obergeneral der innern Armee, pflegte in den Morgenstunden einige Freunde um sich zu versammeln. In diesem Morgenzirkel erschien eines Tages ein zehnjähriger Knabe, welcher mit Hartnäckigkeit darauf bestand, den General zu sprechen.

„Wie heißest Du, kleiner Mann," fragte der General, welcher an dem hübschen Knaben seine Freude hatte.

„Ich bin der Sohn des Vicomte Beauharnois, den man ohne Grund getötet hat," antwortete der Knabe. Er war ein Anhänger der Revolution und diente in der republikanischen Rheinarmee. Dort zog er sich, ohne jeden Grund, den Verdacht des Sicherheitsausschusses zu und wurde vor das Revolutionstribunal gestellt. Du weißt selbst, wie es dort zuging; wenn jemand einmal angeklagt war, dann konnte er so rein sein, wie eine Taube, er wurde verurteilt und vier Tage vor dem Sturze Robespierres hingerichtet. Du kannst meinen Vater nicht mehr lebendig machen, aber den Säbel des Unglücklichen kannst Du mir zurückgeben, und darum bitte ich Dich."

Bonaparte hatte ihm aufmerksam zugehört. Das ganze Wesen des Knaben gefiel ihm und die Bitte war zu interessant, um ihn nicht zu rühren.

„Mein Sohn," sprach er, „ich werde sogleich Nachforschungen nach dem Degen Deines Vaters anstellen, und sobald ich ihn gefunden habe, ihn Dir überreichen."

Zufrieden sprang Eugen Beauharnois hinweg und erzählte seiner Mutter, was er gethan habe. Sie erschrak über seine Kühnheit und machte ihm Vorwürfe, aber Eugen lächelte und meinte, er werde doch nun seines Vaters Degen bekommen.

Die Mutter Eugens war eine Kreolin, die Tochter eines Pflanzers auf St. Domingo und hieß mit ihrem vollständigen Mädchennamen Maria Josepha Rosa Tascher de la Pagerie. Die Revolution hatte ihr übel mitgespielt. Zugleich mit ihrem Gemahl, dem General Beauharnois war sie verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden, wo man sie hart behandelte; aber sie hatte in der Gefangenschaft die Freundschaft ihrer Unglücksgefährtin, Madame Fontenay, zuletzt Madame Tallien, gewonnen und war bei der allgemeinen Freilassung aus dem Kerker entlassen worden. Sie hatte eine einnehmende Gestalt, liebenswürdige Sitten und war eine Zierde der Gesellschaft. Barras, einer der Mitdirektoren der Regierung, liebte den Glanz, den Luxus und die Gesellschaft, und war stets bestrebt, den Schlamm der Revolution, der ihm, wie so vielen anderen anklebte, durch bessere Gewohnheiten abzuwaschen. In seinen Zirkeln befanden sich die schönsten Frauen; auch Madame Tallien und Josephine verkehrten in denselben, und nachdem Bonaparte dem kleinen Eugen den Degen seines Vaters zurückgegeben hatte, lernte er sie dort kennen und hochachten.

Ihr Geist und ihre Schönheit übten einen so überwältigenden Eindruck auf ihn aus, daß er sich entschloß, um ihre Hand anzuhalten. Vielleicht wirkte noch etwas anderes mit, was seinem Ehrgeize schmeichelte. Als Kind wurde Josephine in einem Kloster erzogen. Hier sagte ihr eine afrikanische Wahrsagerin voraus, sie werde noch vornehmer werden, als eine Königin, aber vor ihrem Tode von dieser Höhe herabstürzen.

Bonaparte hatte seinen eigenen Glücksstern, und er hielt sich für die höchsten Würden bestimmt; er glaubte, dieses Ziel ganz bestimmt zu erreichen; aber vielleicht dachte er, mit einem Wesen, dem eine große Zukunft vorhergesagt war, desto eher die oberste Sprosse zu erreichen.

Madame Beauharnois war damals achtundzwanzig Jahre alt, Bonaparte sechsundzwanzig, aber die Reize der jungen Frau standen noch in voller Blüte, und sie waren an und für sich schon geeignet, ein Männerherz gefangen zu nehmen. Bonaparte aber war hier kein Schwärmer, sondern dachte vor allen Dingen nur an sich und sein Fortkommen. Letzteres konnte durch die Freundschaft Josephinens mit Barras nur beschleunigt werden. Der Direktor hatte ihm schon untrügliche Beweise seiner Freundschaft gegeben, und sie mußten durch diese Heirat noch gesteigert werden. Daß es sich wirklich so verhielt, zeigte sich bei seiner Verheiratung, wo er, der Sechsundzwanzigjährige, den Oberbefehl über die italienischen Heere erhielt.

Drei Tage nach seiner Verheiratung, am 12. März 1796, verließ er seine Gattin und eilte nach Marseille zu seiner Familie, die er nun unterstützen konnte. Vor kurzem war er noch dort als ein armer, stellenloser Mensch gewesen, jetzt konnte er sich dort als den Günstling des Glückes zeigen. Seine Ruhmesbahn war betreten, und er

war der Mann, welcher das Glück festhalten konnte. Sogleich reiste er zur Armee ab und stellte sich ihr als Oberbefehlshaber vor.

Bisher hatten die Alpen als natürliche Grenzen von Frankreich gegolten; alles, was hinter ihren Kämmen lag, galt als italienisch. Bonaparte warf diesen Grundsatz um; er wollte keine Grenzen kennen; in seinem Ehrgeize hielt er die Welt für Frankreich, und als er jetzt zu dem mächtigen Gebirge emporschaute, da keimte in seinem Herzen der Gedanke, das schöne Italien für Frankreich zu erobern.

Der König von Sardinien trug die Schlüssel zu den Alpen in seinem Gürtel, denn ihm gehörten alle Festungen, die sie schirmten. Zwar hatte er im letzten Kriege sein Herzogtum Savoyen und die Grafschaft Nizza verloren, aber er hatte einen mächtigen Bundesgenossen an dem Kaiser von Österreich, auf dessen Hilfe er sich verlassen konnte.

Bisher hatte Bonaparte seine Thaten unter der Verantwortlichkeit anderer verrichtet, aber jetzt war er selbständig, und alles, was er that, kam auf seine Ruhmesliste. Wie schlug ihm das Herz, als er zu den Alpen emporblickte, wie heimelte ihn der Gedanke an, die entgegenstehenden Armeen zu werfen und seinem Frankreich eine Provinz nach der anderen zu erobern. Wahrscheinlich regte sich in ihm schon jetzt der Gedanke, alles dieses nur für sich selbst zu thun.

Napoleon Bonaparte hatte außergewöhnliche Kenntnisse. Mit mathematischer Genauigkeit bestimmte er voraus, wann die Armee an irgend einem Punkte sein mußte, um den Gegner zu überraschen und dadurch zu besiegen. Seine eiserne Kraft schreckte vor keinem Hindernisse zurück; weder

die Schlechtigkeit der Wege, weder Gebirge noch Thäler durften den Marsch aufhalten oder verzögern. Ging es nicht mit Gepäck, so mußten sie es wegwerfen und ohne dasselbe marschieren, aber die Stunde mußte eingehalten, der Kampf um die von ihm bezeichnete Stunde beginnen. Wer nicht mit konnte, fiel und blieb liegen. Was kümmerte ihn, ob tausende von Menschen zu Grunde gingen, wenn er nur den Sieg gewann.

Die regelmäßige Verpflegung der Armee konnte bei diesem Systeme natürlich nicht inne gehalten werden. Wenn der Soldat gesiegt hatte, mußte er sehen, wie er zu Brot kam. Sie strichen in den Dörfern und Gehöften umher und bemächtigten sich mit Gewalt der Lebensmittel, einerlei, wie viel Schaden dem Eigentümer erwuchs.

Das war die neue Kriegsführung Bonapartes, an die niemand gewöhnt war. Oft hätten seine Gegner ihm zuvorkommen können, wenn sie seine Operationspläne gekannt hätten, aber da sie jeden Augenblick erwarteten, überrascht zu werden, so blieben sie oft in ungünstigen Positionen stehen, wo sie geschlagen werden mußten.

Bonaparte stand der österreichisch-sardinischen Armee gegenüber, welche die piemontesischen Grenzen deckte; es sollte noch ein starkes neapolitanisches Hilfscorps dazu kommen, so daß die feindliche Armee größer war, als die seinige, aber ein großer Teil dieser Streitkräfte lag in Festungen, die nicht verlassen werden durften, und so wurde das Gleichgewicht auf beiden Seiten hergestellt.

Als er einem seiner untergebenen Generäle die Art seiner Kriegsführung entwickelte, erschrak dieser und gab zur Antwort: „Aber, mein Gott, auf diese Weise richten Sie die Armee durch Krankheit, Strapazen, Entbehrungen und Anstrengungen aller Art zu Grunde und Sie verwüsten

das feindliche Land, so daß man keine Hilfsmittel aus demselben mehr schöpfen kann."

„Ich will den sichern Sieg," antwortete Bonaparte, „und dabei ist es mir gleichgültig, wie viele Menschen zu Grunde gehen und was aus den Ländern wird. Es werden immer neue Menschen geboren, und die Länder können sich im Frieden wieder erholen. Es kommt darauf an, im raschen Fluge eine Reihe von Eroberungen zu machen, die ich Frankreich zu Füßen legen kann. In den eroberten Ländern haben wir wenigstens den Vorteil, daß wir ihre Söhne sogleich unter unsere Fahnen einreihen können."

Der Offizier schwieg, denn es wäre Vermessenheit gewesen, dem heftigen Manne zu widersprechen. In den italienischen Gebirgsgegenden sollte die neue Taktik zuerst zur Anwendung kommen. Er kannte die Gewohnheit der Österreicher, große Strecken Landes zu besetzen und sich überall auf der Defensive zu halten; aber Bonaparte kannte die Gebirgsschluchten sehr genau und baute darauf, daß er sich durch manche unbesetzte Engpässe werde hindurchwinden und die Feinde im Rücken und in den Flanken angreifen können. Dadurch hoffte er, die Österreicher zu verderblichen Rückzügen zu verleiten und ihnen nach und nach Terrain abzugewinnen.

Man muß noch, um gerecht zu sein, in Betracht zeigen, daß sich die französische Armee damals in einer schlechten Verfassung befand. Die Subalternoffiziere hatten seit mehreren Jahren nur acht französische Livres an monatlichem Solde erhalten; sie waren also darauf angewiesen, auf Kosten der Länder, in denen sie sich aufhielten, zu leben, und wurden dadurch zu einer ganz entsetzlichen Qual. Von den Stabsoffizieren war kein einziger beritten, und doch waren viele von den später so groß gewordenen Männern darunter, wie Augereau, Massena, Serrurier,

Joubert, Lannes und Murat. Nach der Schlacht von Albenga wurden jedem Divisionsgeneral großmütigst drei Louisdor als Geschenk bewilligt, und diese kleine Gabe war ihnen in ihrer Lage sehr erwünscht.

Man kann sich also vorstellen, wie es mit den gewöhnlichen Truppen aussah. Sie werden nicht viel besser equipiert gewesen sein, als die ihnen vorhergegangenen Ohnehosen, und Gnade dem Lande, in welchem sie ihren Bedürfnissen abhelfen wollten.

Der linke Flügel des französischen Heeres hielt die Höhen von St. Bertrand, St. Jacques und andere, die in derselben Richtung fortlaufen und sich bei Finale an der Küste des Mittelländischen Meeres endigen, besetzt.

Ihnen gegenüber standen die Österreicher, welche eben eine bedeutende Verstärkung erhalten hatten. Bei ihnen befand sich Leopold als Sekondelieutenant. Als er hörte, daß der junge Bonaparte, den er von ganzem Herzen verachtete, den Oberbefehl über die italienische Armee hatte, brannte er vor Begierde, sich mit seinen Leuten zu schlagen. Am liebsten hätte er einen Einzelkampf mit ihm gewagt, aber daran war natürlich nicht zu denken.

Napoleon hatte vom Direktorium zu Paris den Auftrag bekommen, nach Rom zu gehen und den Papst zu demütigen. Es war ein gefahrvolles Unternehmen, denn er mußte die Alpen übersteigen, aber er hoffte es fertig zu bringen. Nichtsdestoweniger sah er die Gefahr ein, denn als er von einem Freunde schied, sprach er zu diesem: In drei Monaten bin ich in Rom oder in Paris, d. h. ich gelange zu meinem Ziele oder werde total geschlagen.

Ehe er zu den Eroberungen auszog, sprach er die italienische Armee mit folgender Rede an: „Soldaten, ihr

seid nackt und hungrig; — die Republik verdankt euch viel, aber sie besitzt die Mittel nicht, ihre Schuld gegen euch abzutragen. Die Geduld, mit der ihr euere Mühseligkeiten auf diesen unfruchtbaren Felsen ertraget, ist bewunderungswürdig; allein sie kann euch keinen Ruhm verschaffen. Ich bin gekommen, euch in die fruchtbarsten Ebenen zu führen, die von der Sonne beschienen werden; — reiche Provinzen, blühende Städte, alles soll euere Beute sein; Soldaten, kann es euch bei solchen Aussichten an Mut und Ausdauer fehlen?"

Aus dieser Anrede geht hervor, daß Bonaparte schon im voraus alles Gut, alle Reichtümer seinen Soldaten preisgab. Es war das geeignetste Mittel, diese hungernde Schar zu Bestien umzuwandeln. Wo ihr Obergeneral so ohne allen Vorbehalt sprach, da konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß sie wüten würden, wie Tiger und Hyänen.

Die österreichisch-sardinische Armee wurde von dem General Beaulien kommandiert. Er war ein fähiger Kopf und hatte viele Erfahrungen; aber er war in der herkömmlichen Kriegskunst fünfundsiebenzig Jahre alt geworden und konnte sich natürlich nicht in die Absichten Bonapartes hineindenken, um ihm zuvorzukommen; seine Kriegsweise würde ihm auch nicht ehrlich genug gewesen sein.

Napoleon Bonaparte befolgte bei seinem Eindringen in Italien einen ganz anderen Plan, als seine Vorgänger, die über den einen oder anderen Punkt des Alpengebirges in das schöne Land eingedrungen waren. Er aber beschloß, denselben Zweck dadurch zu erreichen, daß er das südliche Ende der Alpenkette umging, den Ufern des Mittelländischen Meeres so nahe als möglich blieb und durch den engen Paß drang, der auf dem genuesischen Gebiete um das

äußerste Ende des Gebirges herum, zwischen diesen und der See hinführt. Er wählte also den niedrigsten Punkt dieser Gegend, wo die Alpen und die Appeninnen zusammentreffen. Dieser Punkt liegt auf den Höhen von Mont St. Jacques, oberhalb Genua, von wo aus die Alpen in nordwestlicher Richtung fortlaufen und sich bis zu ihrem höchsten Punkte, dem Montblank, erheben, und die Apeninnen, in südöstlicher Richtung hinstreichend, allmählich bis zum Mont Velino, dem höchsten Punkte in dieser Gebirgsgegend, ansteigen.

Kaum hatte Beaulieu in Erfahrung gebracht, daß Bonaparte seine Aufstellung verändere und seine Truppen sammle, als er sofort Anstalten traf, um Genua zu decken. Er teilte sein Heer in drei Corps. Colli, welcher an der Spitze einer sardinischen Armee stand, bildete bei Ceva den rechten Flügel. Argenteau, welcher das Centrum befehligte, dessen Spitze bei Sastello stand, hatte den Befehl, den Berg Monte Notte mit zwei gleichnamigen Dörfern, in der Nähe von Montelegino zu besetzen. An der Spitze des linken Flügels stand Beaulieu selbst. Er rückte von Nodi gegen Voltri vor. Also war die französische Armee bedroht, denn wenn das sardinisch-österreichische Heer von den Alpen herabstieg und sie in den Flanken angriff, konnte sie leicht niedergemacht werden, aber er fand in den Gebirgspässen die Wege schwierig und seine drei Abteilungen waren nicht beisammen, während die Franzosen auf guten Wegen marschierten und miteinander in Verbindung blieben.

Leopold befand sich bei Argenteau, der am 10. April 1796 vor Monte Notte erschien, während Beaulieu den bei Voltri angekommenen Feind so heftig angriff, daß der französische General Cervoni sich auf das französische Haupt-

corps zurückziehen mußte. Auch Argenteau griff an, und Leopold that sich durch große Tapferkeit hervor; aber Argenteau ließ es an gehörigem Nachdrucke fehlen. Der französische Oberst Rampon, der sich mit nur fünfzehnhundert Mann in den Redouten von Montelegino festgesetzt hatte, ließ seine Leute zusammentreten und den Schwur leisten, ihren Posten zu behaupten oder zu sterben. Sie kämpften den ganzen Tag mit dem größten Löwenmute und besonders that sich Leopold hervor. Er wollte dem Bonaparte in diesen Gebirgsschluchten ein blutiges Ende bereiten. Die Welt wäre von schweren Leiden verschont geblieben, wenn es gelungen wäre. Aber am Abende brach Argenteau den Kampf ab, mit dem Vorsatze, ihn am folgenden Morgen wieder zu beginnen.

Leopold zitterte vor Wut, aber er war ein untergeordneter Offizier und durfte seine Stimme nicht erheben. Was er gefürchtet hatte, traf ein; am folgenden Morgen wurde er von Cervoni und La Harpe umringt. Sie waren in der Nacht vorgerückt und hatten sich im Rücken der Schanzen von Montelegino aufgestellt. Die Divisionen von Augereau und Massena waren auf verschiedenen Wegen herbeigeeilt und hatten Argenteaus Kolonnen in der Flanke und im Rücken angegriffen.

Hätte er sich entschließen können, gestern abend in seiner Arbeit fortzufahren, dann würde Bonapartes Ruhm bei dieser ersten Unternehmung zu Grabe getragen worden sein. Heute konnte er nicht mehr angreifen; er mußte sich gegen eine ungeheure Übermacht verteidigen.

Leopold sah voraus, wie es kommen würde; er grollte seinem General und konnte nicht umhin, ihm die ganze Schuld aufzubürden, aber er wollte es wenigstens nicht an der Erfüllung seiner Pflicht mangeln lassen.

Mit Begeisterung feuerte er seine Leute an und ging ihnen mit einem leuchtenden Beispiele voran. Überall war er in der vordern Linie und suchte jeden Vorteil wahrzunehmen; er schlug sich wie ein gemeiner Soldat, aber mit dem Unterschiede, daß er es mit Berechnung that.

„Wehrt euch mit aller Macht," sagte er zu seinen Leuten, „sonst bleibt uns nur Tod oder Gefangenschaft."

Sie waren ihm treu ergeben und standen fest an seiner Seite, aber sie befanden sich einer Übermacht gegenüber, die ihnen weit überlegen war. Was konnte es nützen, daß sie sich in den Tod stürzten! Sie wurden trotz aller Tapferkeit geschlagen, mußten sich zum Rückzuge entschließen und verloren dabei viertausend Tote und zweitausend Gefangene, Fahnen und Geschütze. Das war der erste Sieg Napoleons, der ihm den Weg zu den anderen bahnte. Leopold war unter den Gefangenen, aber er hatte die feste Absicht, sich nicht nach Frankreich führen zu lassen, sondern wieder zu seinem Heere zu stoßen. Während sie zurückgeführt wurden, besprach er sich leise mit seinen Kameraden: „Die erste günstige Gelegenheit zum Entwischen werde ich benützen. Seid ihr dabei?"

Sie ergriffen den Vorschlag mit Eifer und richteten ihr Augenmerk auf ihn. Nach einer Stunde kamen sie an einen dichten Wald, welcher fast senkrecht in den Abgrund führte. Leopold klopfte seinem Kameraden auf die Schulter und sprang seitwärts. Die anderen folgten. Im Nu waren die Verfolger hinter ihnen her; Schüsse knatterten durch die Bäume, aber sie liefen den steilen Abgrund hinab und waren bald im dichten Gestrüppe von Myrten und Lorbeeren verschwunden.

„Laßt es gut sein," sprach Leopold; „sie können uns jetzt nicht mehr verfolgen, denn sie müssen die Gefangenen

bewachen. Leopold besaß eine gute Karte der Gegend und kalkulierte, daß Beaulieu sich nach Dego gewendet habe, um seine Verstärkungen abzuwarten. Den ganzen Tag eilten sie auf fast unwegsamen Pfaden durch das Gebirge und am folgenden Tage trafen sie auf die Truppen des österreichischen Generals Colli, welcher die Avantgarde der sardinischen Armee bildete.

Diese wurden sofort mit ungestümer Heftigkeit von den Franzosen angegriffen und von ihrem Hauptcorps getrennt. Nichtsdestoweniger wehrte sich der österreichische General mit einem beharrlichen Mute, und als sein Häuflein ganz von Feinden umringt wurde, schlug er sich durch und warf sich mit seinen Leuten in die verfallene Burg Cossaria, die auf der Spitze der Anhöhe stand. Hier wollte er sich bis auf den letzten Mann halten. Leopold stand ihm kräftig zur Seite. Nachdem alle Aus- und Eingänge der Räume besetzt waren, stiegen sie von Stockwerk zu Stockwerk und postierten an alle Fenster gute Schützen. Der General untersuchte dann die Türme, von deren Höhe herab er nicht allein die französischen Belagerer, sondern auch die sardinischen Truppen sah, von denen er im Kampfe getrennt worden war.

Leopold hatte den General auf einen der Türme begleitet. „Was ist Deine Meinung?" fragte er den jungen Offizier.

„Wir müssen uns um jeden Preis halten," entgegnete Leopold. „Wie ich sehe, sind die Sardinier im Begriffe, sich auf den morgigen Tag zu rüsten; sie werden uns also zu Hilfe kommen und wir werden entsetzt werden."

„Es sind unserer nur wenige gegen viele."

„Um so größer ist der Ruhm, wenn wir es fertig bringen, uns zu halten, bis die Sardinier kommen."

„In Gottes Namen! Es ist auch meine Meinung!" und der General ging zu seinen Soldaten und ermahnte

sie zur Tapferkeit und Ausdauer. Leopold, welcher sich auf dem zweiten Stockwerke befand, begeisterte ebenfalls seine Kameraden. „Meine Freunde," sprach er, „in dem kleinen Korporal haben wir einen gefährlichen Gegner. Erinnert euch, daß er es war, welcher sich höchst unehrerbietige Äußerungen gegen den königlichen Märtyrer von Frankreich erlaubte, erinnert euch der Schwankungen in seinen Gesinnungen, bis er festen Boden gewonnen, erinnert euch seines Genies im Kriegführen, und ihr werdet meiner Meinung sein, daß er dem Frieden der Welt gefährlich werden kann. Man muß ihn beiseite schaffen, damit die Welt zur Ruhe gelangt."

„Warum marschieren die Franzosen gegen Rom?" fragte ein Soldat.

„Das hat mehrere Gründe," antwortete Leopold. „Jedermann weiß, daß die französische Geistlichkeit sich während der Revolution weigerte, der Republik einen gottlosen Eid zu schwören. Sie ließ sich lieber einkerkern und enthaupten, als daß sie den Eid leistete. Wir wissen, wie sie ihrem Glauben treu blieben, sich in Höhlen und Einöden verkrochen, um in stiller Nacht den Kranken und Sterbenden Trost zu bringen. Sie hingen dem Papste an, und sie mögen auch etwas mitgewirkt haben, daß die Katholiken der Vendée lieber einen blutigen Bürgerkrieg wagten, als sich den Blutmännern unterwarfen. Das allein ist in den Augen des immer noch revolutionär angehauchten Direktoriums genug, um den Papst zu entthronen und zu vernichten; aber es kommt noch eine andere Ursache dazu. Während der Revolution nahmen sich die in Rom wohnenden Franzosen und besonders die jungen Künstler heraus, die dreifarbige Kokarde aufzustecken, und sie hatten sogar die Absicht, über dem Thore des fran-

zösischen Konsulatsgebäudes die Sinnbilder der Republik anzubringen. Der Papst ließ die Franzosen wissen, es sei besser, dieses zu unterlassen, weil er die französische Republik noch nicht anerkannt habe. Die Franzosen ließen sich von ihrem Vorhaben nicht abhalten. Das römische Volk geriet darüber in Wut, hielt den Wagen des französischen Geschäftsträgers Basseville an und schickte ihn nach Hause. Der Pöbel drang in seine Wohnung, zerschlug alles und ermordete ihn. Dieser Vorfall ereignete sich im Jahre 1793, aber die Franzosen haben noch keine Rache genommen, und sie ziehen jetzt nach Rom, um den Thron des heiligen Vaters umzustürzen. Eine Nation, welche ein lüderliches Weib als Göttin der Vernunft auf den Altar gesetzt hat, wird das Christentum vernichten, und der kleine Korporal ist der Mann, welcher dieses ins Werk setzen soll. Ihr seht nun, wie viel daran liegt, ihn zu besiegen."

Alle reichten ihm die Hand, und schwuren, bis auf den letzten Augenblick auszuhalten.

Während sie noch sprachen, näherte sich Bonaparte den Ruinen, und an seinen Bewegungen und Gestikulationen konnte man merken, daß er seinen Generälen die Notwendigkeit vorstellte, die Ruinen zu nehmen. Leopold entriß einem der Soldaten sein Gewehr und legte auf Bonaparte an; die Kugel erschlug einen Chasseur, aber sie reichte nicht bis zu seinem Feinde.

Nachdem General Colli die Ruinen besetzt hatte, übertrug er dem General Provera die Verteidigung und begab sich zu seinen Truppen. Bonaparte ließ dreimal hintereinander Sturm laufen. Zum dritten Male gelang es Joubert mit sechs oder sieben Soldaten seiner Sturmkolonne bis in die Außenwerke vorzudringen; aber Leopold stand nicht umsonst auf seinem Posten. Seine Kugel traf

Joubert, in den Kopf; er mußte zurückgetragen werden. General Banal und Generaladjutant Quentin waren an der Spitze ihrer stürmenden Kolonnen gefallen.

Bonaparte gab jetzt den Angriff auf und entschloß sich, das Schloß zu blockieren und die Besatzung durch Hungersnot zu zwingen, sich zu ergeben. General Colli gab sich alle erdenkbare Mühe, das Schloß zu entsetzen. Am 14. April lieferte er dem Bonaparte eine Schlacht, aber er wurde geschlagen und von Beaulieu gänzlich abgeschnitten; er mußte den General Provera seinem Schicksale überlassen und sich gegen Ceva zurückziehen. Dem Provera aber blieb nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Leopold knirschte vor Wut mit den Zähnen: „Ehe ich das thue,“ sagte er, „lasse ich mich in Stücke hauen.“

Schon marschierten die Franzosen in die Ruinen, als Leopold eine Treppe fand, welche aus dem Turme in eine unbekannte Tiefe führte. Die Treppe schien kein Ende zu haben, denn es ging immer tiefer hinab, bis er in einen kleinen Keller kam, welcher mit alten Fässern und Gerümpel gefüllt war. Hier verkroch er sich, so daß er nicht leicht gesehen werden konnte. Dann nahm er seine Pistole hervor, fest entschlossen, sie auf denjenigen, der sich ihm nähern würde, abzufeuern.

Es dauerte nicht lange, so schallte der Lärm der einziehenden Franzosen zu ihm herab. Aufmerksam horchte er auf jedes Geräusch. Nach einiger Zeit hörte er Schritte auf der Treppe. Franzosen kamen mit Fackeln herab und leuchteten umher.

„Personne est là — niemand ist da,“ sagte der eine; „aber ich habe gesehen, daß sich jemand auf diesem Wege entfernte.“

„Du wirst Dich versehen haben oder er ist auf einem anderen Wege entkommen.“

Sie suchten umher und warfen einige der Tonnen um. Dabei kamen sie dem Verstecke Leopolds so nahe, daß dieser den Finger an den Drücker legte; aber es kam nicht dazu. Sie warfen die Fackeln hin und gingen wieder die Treppe hinauf. Leopold steckte die Pistole ein, aber im nächsten Augenblicke hatte das Feuer das alte Gerümpel ergriffen und loderte hoch empor. Mit einem Fluche sprang er auf und rief: „Die verfluchten Gauner wollen mich hier braten!“

Um sich vor dem Feuer zu bewahren, schleuderte er das Holzwerk von sich fort und schuf nach und nach einen freien Raum; aber dieses würde ihn vor dem Ersticken oder Verbrennen nicht bewahrt haben.

„Mein Gott, so elend zu sterben,“ sagte er, „wäre ich ihnen nur durch die Säbel und Gewehre gelaufen, dann hätte ich doch einen ruhmvollen Tod gefunden!“

Der ganze Holzstoß brannte jetzt in haushohen Flammen; die Funken sprühten durch das ganze Gewölbe und fielen auf seine Uniform herab; er befand sich in einer entsetzlichen Lage. Da bemerkte er eine Öffnung im Gewölbe; sie war so niedrig, daß er sich tief bücken mußte, um hinzuzugelangen; aber kaum hatte er sie entdeckt, so kroch er hinein. Die Flammen, welche immer größer wurden und laut knisterten, zeigten ihm eine neue Treppe, auf der er sich wahrscheinlich in Sicherheit bringen konnte.

Der Rauch drang in die Höhlung hinab und nahm immer mehr zu, so daß er fast erstickte. Als er ein paarhundert Stufen hinabgestiegen war, konnte er nicht weiter, sondern blieb halberstickt liegen. Nach einiger Zeit kam

er zum Bewußtsein zurück, und er sah ein, daß er sich eilen mußte, wenn er nicht eines unrühmlichen Todes sterben wollte. So rasch es ihm seine Kräfte erlaubten, eilte er hinab. Mit der Entfernung besserte sich die Luft und endlich kam er in einem dunkeln Raume an, den er für einen Keller hielt, aber vergebens suchte er nach Nahrungsmitteln; es war weder Milch, noch sonst etwas Eß- oder Trinkbares zu finden. Vorsichtig stieg er die Treppe hinauf, denn er fürchtete an einen Ort zu kommen, wo er mit Feinden zu kämpfen haben würde. An der Thüre nahm er seine Pistole in die Hand und spannte den Hahn, dann trat er in einen Raum, der früher eine Küche gewesen zu sein schien. Sie war leer, schien auch schon seit Jahren nicht bewohnt gewesen zu sein.

In einer Ecke bemerkte er jetzt, zu seinem Erstaunen, eine schlummernde Frau. Leise trat er näher und betrachtete sie. Sie war schön wie eine Rose, aber über ihr Gesicht legte sich eine tiefe Trauer. Rasch wandte sich Leopold, der nicht die mindeste Lust zu Abenteuern in sich verspürte, dem Ausgange zu. Er befand sich in einem Thalkessel, der rings von himmelhohen Felsenwänden umgeben war. Nur ein zerfallenes Dach lag über dem Gebäude, und es wollte ihm bedünken, daß das Haus ehemals nur vorhanden gewesen, um den verborgenen Eingang zum Schlosse Cossaria zu decken.

Nachdem er sich allenthalben umgesehen und nur Wildnis um sich gefunden hatte, kehrte er in die Ruine zurück. Das Mädchen, welches vorher fest im Schlafe gewesen, war erwacht. Sie saß auf einer Steinbank und schaute mit trübem Sinnen vor sich hin. Leopold blieb in einiger Entfernung stehen und betrachtete sie mit wachsender Teilnahme; ihre Schönheit war überwältigend, und er

fühlte sich mit Gewalt zu ihm hingezogen; aber sie mußte eine Abenteuerin sein, wie konnte sie sonst in diese Einsamkeit kommen!

Das Geräusch seiner Füße schreckte sie aus ihren Träumereien auf; sie blickte empor, zog ein funkelndes Stilet aus dem Busen und trat ihm in abwehrender Stellung gegenüber.

Leopold legte den Finger grüßend an seinen Tschako und sprach: „Wertes Fräulein, lassen Sie Ihre Waffe beiseite; von mir haben Sie nichts zu fürchten, ich bin nur verwundert, Sie in dieser einsamen Wildnis zu finden.“

Sie errötete, senkte die Augen zu Boden und sprach: „Verzeihung, mein Herr, wenn Sie mich in einer abwehrenden Stellung fanden, aber ich bin schutzlos und allein.“

„Aber um Gottes willen, mein Fräulein, wie können Sie sich in eine solche Wildnis wagen, die Ihnen nur Verderben bringen kann?“

„Ich kann Ihnen darauf keine Antwort geben, mein Herr, denn es ist eine lange Geschichte von Blut und Verfolgung.“

„Sie erschrecken mich, aber ich begreife nicht, was Sie mit Blut und Verfolgung zu thun haben.“

Sie schwieg eine Weile, dann schaute sie ihn mit offenen Blicken an und entgegnete: „Denken Sie nichts Schlimmes von mir!“

„Ich bin weit entfernt davon, mein Fräulein; Ihre ganze Erscheinung sagt mir, daß Sie von guter Familie sind, aber die zufällige Art, wie wir uns in dieser Wüste treffen, giebt mir wohl ein gewisses Anrecht auf Ihr Vertrauen.“

„Sie sind Österreicher," gab sie zur Antwort, „und ich glaube allerdings, daß ich einem österreichischen Offizier vertrauen kann. Setzen Sie sich zu mir, und ich will Ihnen die Geschichte meiner Leiden in kurzen Worten erzählen."

Leopold nahm Platz an ihrer Seite und sie hub an zu reden: „Als kleines Kind kam ich nach Deutschland, meine Eltern aber wohnten in Paris. Mit vierzehn Jahren kehrte ich in meine Vaterstadt zurück, denn meine Erziehung war soeben vollendet und man dachte daran, mich in die feinen Zirkel der Pariser Gesellschaft einzuführen; da brach die Revolution aus und mein Vater wurde als Royalist verdächtigt und ins Gefängnis geworfen. Er gehörte unter die ersten, welche ihr Leben auf dem Schafott verloren.

Meine Mutter und ich rüsteten uns zur Flucht, aber wir wurden ereilt, festgenommen und ins Gefängnis geworfen. Wir vertrauten auf einen Verwandten, der mit im Blutgerichte saß, aber bei dem Verhöre wurde es uns klar, daß er der schlimmste von unseren Richtern war, denn ihm fiel unser Vermögen zu, wenn wir nicht mehr waren.

Meine Mutter wurde des Verrates schuldig gefunden und ebenfalls enthauptet. Mehr tot als lebendig wartete ich nun auf mein eigenes Urteil, aber eines Tages wurden alle Gefangenen entlassen und ich durfte in meinen Palast zurückkehren. Was lag mir am Leben! Meine Eltern waren tot, am liebsten wäre auch ich gestorben, aber es sollten mich noch andere Leiden treffen, die ich nicht vorhersehen konnte.

Als die Revolution der Nationalgarden gegen das Direktorium ausbrach, wurde ich auf Betreiben meines

Oheims abermals in den Kerker geworfen. Beweise lagen gegen mich nicht vor, sondern nur Vermutungen. Sie genügten, um mir eine zehnjährige Kerkerhaft zuzuziehen. Man vergaß alle Rücksicht und schloß mich in einen tiefen Kerker ohne Licht und Luft. Es war darauf abgesehen, daß ich sterben und meinem Onkel alle meine Güter hinterlassen sollte.

Die Qual, welche ich in dem Verließe ausgestanden, kann ich Ihnen nicht beschreiben; sie übersteigt alle Begriffe; aber es sollte nicht immer so bleiben. Ich fand in meinem Gefängnisse einen alten Eisenhaken. Vor Freuden jauchzte ich laut auf, denn ich hatte die Absicht, mich aus meinem Gefängnisse herauszubrechen. Wenn ich abends mein Wasser und Brot erhielt, wartete ich noch einen Augenblick, dann gab ich mich ans Arbeiten. Der Haken leistete mir vortreffliche Dienste. Nach langer Zeit hatte ich die Mauer durchbrochen. Ich kroch hindurch und befand mich in einem dunkeln Raume, in welchem ich so lange umhertastete, bis ich eine Treppe fand. Auf dieser stieg ich empor und kam an eine Lücke, welche auf die Straße führte und innen mit eisernen Krampen verschlossen war. Es gelang mir, dieselbe zu öffnen. Als ich auf die Straße trat, und in das Lichtmeer schaute, wurde ich ganz geblendet; aber ich durfte nicht stehen bleiben, sondern mußte mich eilends aus dem Staube machen. Ich wanderte immer vorwärts, bis ich an eine bekannte Straße kam und nun den Weg zum Thore verfolgen konnte. Einmal draußen lief ich die ganze Nacht hindurch, bis ich in einen Wald kam, in welchem ich die Nacht zubrachte.

Am Morgen fühlte ich großen Hunger, aber ich hatte kein Geld, um denselben zu stillen. Die Scham ließ mich

noch abwarten bis Mittag, dann aber konnte ich's nicht länger aushalten, sondern ging an ein einsam gelegenes Haus, wo man mir mitleidig eine Mahlzeit gab. So treibe ich es nun schon ein paar Monate, aber Gott weiß, wenn ich Rom erreiche, wo ich noch einen Verwandten habe, der sich meiner erbarmen wird."

## III.

Leopold reichte ihr tiefbewegt die Hand und sprach: „Wahrlich, mein Fräulein, Sie sind aufrichtig zu beklagen. Wäre ich frei, so würde ich nicht ruhen, bis Sie wieder in Ihre Rechte eingesetzt wären; aber ich muß der Trommel folgen und kann meine Armee nicht nach Willkür verlassen."

„O," rief das Mädchen mit Begeisterung aus, „Sie werden mich in Ihren Schutz nehmen. Ich kann dieses Wandern in einem Lande, wo die französische Armee weilt, nicht länger allein ertragen. O, nehmen Sie sich meiner an; lassen Sie mich nicht schutzlos."

Diese innige Aufforderung war für Leopolds Ruhe fast zu viel. In diesem Augenblicke wäre er im stande gewesen, seinem Regimente den Rücken zu kehren und mit ihr nach Rom zu gehen, aber bald kehrte er zur Vernunft zurück. „Mein wertes Fräulein," sprach er, „Gott ist mein Zeuge, daß kein Opfer so groß ist, welches ich Ihnen nicht mit Freuden bringen möchte, aber als Offizier bin ich an meinen Eid gebunden, und ich muß wieder zur Armee zurück."

Das Mädchen hatte geglaubt, einen Beschützer gefunden zu haben; doppelt traurig schaute sie jetzt in eine trostlose Zukunft und begann bitterlich zu weinen.

Leopold hätte ein Stück Holz sein müssen, wenn er nicht tief gerührt worden wäre. Er erfaßte ihre schöne kleine Hand, drückte sie an seine Lippen und sprach: „Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß Ihr Schutz meine heiligste Pflicht ist. Vertrauen Sie sich mir an, so lange ich noch meine Armee nicht erreicht habe. Machen wir uns auf den Weg!"

Ihr Gesicht strahlte vor Freude, aber sie war noch müde vom gestrigen Marsche. Er bot ihr seinen Arm und sie wanderten hinweg. Ihr Weg führte eine lange Zeit an hochragenden Felsen vorüber; endlich stieg er zwischen dichtem Tannicht allmählich bergan, und sie kamen an ein Försterhaus, wo sie einkehrten, um Speise und Trank zu fordern, denn Leopold hatte noch bares Geld bei sich.

Der Förster schaute verwundert auf, als er den Offizier mit einer Dame sah.

„Ei," sprach er, „österreichische Offiziere sollten eigentlich bei ihrer Armee sein und ihre Zeit nicht mit Liebeständeleien verlieren."

„Mann, wehrt Euerer Zunge," sprach Leopold zornig. „Zwischen mir und dieser unglücklichen Dame besteht kein anderes Verhältnis, als das des Vertrauens und des Schutzes. Statt mich in dem Schlosse Cossaria gefangen nehmen zu lassen, bin ich durch einen unterirdischen Gang entflohen und habe diese Dame in einem felsenumgürteten Hause hilflos und unglücklich angetroffen. Jetzt bin ich im Begriffe, zu meiner Armee zurückzukehren, und ich glaube, daß es Männerehre und Offizierspflicht erfordern, mich der Dame anzunehmen."

Der Förster griff an seine Mütze und entschuldigte

sich: „Verzeihen Sie," sprach er, „der Eifer für die Herrscherhäuser von Österreich und Savoyen trieb mich zu weit. Ich nehme meine Worte zurück und biete Ihnen zur Entschädigung ein Mahl an."

Er geleitete sie in sein Gemach und trug ihnen ein leckeres Mahl auf. Als dasselbe beendigt war, brachte er die Uniform eines österreichischen Gemeinen und sprach: „Vor einer Stunde war ein Soldat hier, der sich auf der Flucht befand. Er vertauschte seine Uniform gegen ein abgetragenes Jägerkleid. Da mußte ich wohl auch gegen Sie etwas Verdacht haben. Das Fräulein hat übrigens Glück gehabt, denn der Ort, wo Sie dieselbe schlafend gefunden, ist ein Absteigequartier für Räuber, weil er so verborgen liegt, daß er gewiß nur wenigen Menschen bekannt ist."

Sie schauderte bei dieser Nachricht und freute sich nun doppelt, daß sie den Lieutenant gefunden.

„Mein Herr," sprach sie zum Förster, „mir deucht, daß mir diese Uniform dienlicher sein würde, als meine Frauenkleidung."

„Aber Ihr langes Haar?"

„Ich glaube, es unter der Mütze verbergen zu können."

„Wenn ich Ihnen mit dem Zeuge dienen kann, so nehmen Sie es hin."

Leopold schüttelte den Kopf, aber er wollte nicht noch einmal hartherzig erscheinen, deshalb schwieg er.

Sie ging in die anstoßende Kammer und zog die Uniform über ihre Kleider an, steckte die Haare ganz fest unter die Mütze und ließ sich vom Förster ein Paar Stiefel geben. Der Anzug saß ihr gut und fest, und sie bestand darauf, daß sie in dieser Kleidung ihre Flucht fortsetze.

Leopold bot dem Förster Zahlung an, aber er lehnte sie entschieden ab.

„Sie können nun für meinen Bursch gelten," sagte Leopold, „und so lange wir bei einander sind, wird Ihnen nicht das mindeste geschehen."

Sie erkundigten sich beim Förster nach dem Wege von Biastro, erfuhren aber beim Vorwärtseilen, daß Massena diese Höhen angegriffen und bezwungen hatte. La Harpe war mit seinen Soldaten bis an den Gürtel durch die Furt der Bormida gewatet, hatte sich auf das Dorf Dego geworfen und das Hauptquartier Beaulieus in der Fronte und in der Flanke angegriffen. Beaulieu sah sich zum Rückzuge gezwungen und wurde von den Sardiniern gänzlich abgeschnitten; er mußte sich nach Aqui zurückziehen.

Sie befanden sich schon in der Gegend von Dego, als sie dieses erfuhren und wollten sich zur raschen Flucht wenden, als sie im Dorfe eine österreichische Division bemerkten, die durch Irrtum dorthin verschlagen worden war.

„Nun ist es Zeit, Peter," rief Leopold, „dort sind unsere Freunde!"

Mit raschen Sprüngen waren sie bei den Offizieren; aber kaum hatten sie sich in Reihe und Glied gestellt, als zum Angriffe gegen die Franzosen geblasen wurde. Mit ungestümem Zorne griffen sie dieselben an, schlugen sie aus dem Dorfe hinaus und pflanzten in demselben die österreichischen Adler wieder auf.

Großer Lärm und Unruhe entstand unter den Franzosen; sie sammelten sich außerhalb des Dorfes, spornstreichs kam Napoleon Bonaparte herbeigeritten und sagte, das Dorf müsse um jeden Preis zurückgewonnen werden.

„Peter," flüsterte Leopold seiner Gefährtin zu, „siehe den kleinen General dort, das ist unser größter Feind, und wenn es uns gelänge, ihn niederzumachen, dann wäre

der Krieg zu Ende. Er ist auch Dein Feind, denn um seinetwillen hast Du im Kerker gelegen."

Die Franzosen gingen jetzt zum Angriffe vor; es entstand ein blutiger Kampf, bei welchem dem Lieutenant Leopold ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, aber es gelang, die Franzosen zurückzuschlagen. Sie knirschten vor Wut und unternahmen den zweiten Sturm; aber trotz ihres Ungestümes wurden sie auch jetzt wieder aus dem Dorfe hinausgetrieben.

Es entstand ein Stillstand im Gefechte; aber die Österreicher sahen, daß sich die Franzosen zum dritten Angriffe vorbereiteten. Auf beiden Seiten wurde zur Tapferkeit und Ausdauer ermahnt, und alles deutete darauf hin, daß es diesesmal sehr heiß hergehen werde.

Der französische General Lanusse hatte ganz besonders geschworen, zu siegen oder zu sterben. Seinen Hut auf die Spitze seines hocherhobenen Säbels stellend, setzte er sich an den Kopf der Stürmenden und lief mit seinen Leuten im Sturmschritt auf das Dorf zu. Die eisernen Mauern der Österreicher wankten und wichen nicht; sie standen unerschütterlich wie Felsen und wehrten den Anprall zurück. Leopold hatte ein neues Pferd, einen großen Schimmel bestiegen, und suchte in die Nähe Lanusses zu kommen; es war seine Absicht, ihn niederzuhauen, aber seine Soldaten umringten ihn, und Leopolds Streiche waren vergebens. Auch der französische General Lannes zeichnete sich durch Tapferkeit und große Geschicklichkeit aus. Lange schwankte der Kampf hin und her, auf beiden Seiten donnerten die Geschütze und rissen große Lücken in die Reihen der Kämpfenden.

Peter wurde niedergeritten, aber Leopold deckte ihn. Ihre Kopfbedeckung war ihr entfallen. Die Franzosen

riefen: „Ein Weib, ein Weib! Nehmt sie gefangen, sie muß mit uns!“

Peter stieß einen furchtbaren Schrei aus, denn er sah voraus, was sich begeben werde, wenn er dem wilden Haufen der Soldaten preisgegeben sei. „O, rette mich,“ rief er seinem Freunde zu. „Schütze meine Ehre, und wenn Du es nicht länger vermagst, so erstich mich, damit ich nicht der Schande anheimfalle.“

„So lange ich eine Hand regen kann, wird Dir nichts geschehen,“ antwortete Leopold und wehrte den Andrang der Feinde mit wuchtigen Schlägen ab. Eine Kugel traf sein Pferd; es stürzte unter ihm zusammen; aber er focht zu Fuße weiter und häufte einen Wall von Leichen um das Fräulein herum.

Jetzt wandte sich das Gefecht einem anderen Punkte zu; die Kanonen brüllten, als wenn ein furchtbares Erdbeben den Boden erschütterte.

„Bist Du verwundet? Hast Du etwas gebrochen, Peter?“ fragte Leopold seine Gefährtin.

„Ich weiß es nicht,“ gab sie, bleich von Schrecken, zur Antwort.

Peter erhob sich; er war unverwundet, nur der Schrecken hatte ihn so furchtbar mitgenommen. Während er sich erhob und seine Mütze wieder auf das Haupt setzte, erhoben die Franzosen ein weithin hallendes Victoriageschrei, denn die Österreicher und Sardinier waren in voller Flucht und und wurden von ihren Feinden verfolgt.

Leopold stieß einen Fluch aus, aber er konnte an der Sache nichts ändern. „Wir müssen ihnen nach,“ sagte er. „Kannst Du reiten?“ „Sehr gut,“ antwortete Peter. Leopold fing zwei von den reiterlos gewordenen Pferden, hob Peter auf das eine und schwang sich selbst auf das andere.

„Nun im weiten Bogen herum, damit wir uns wieder mit unseren Freunden vereinigen.“

Fort sprengten sie, daß Sand und Staub ihnen über die Köpfe flogen, aber sie wurden bemerkt und verfolgt, so daß sie die Richtung nicht beibehalten konnten, sondern in den Wald fliehen mußten. Dort bemerkten sie eine Höhle, welche tief in den Berg hineinführte.

„Hier müssen wir heinein,“ sprach Leopold und sprengte voran. Die Höhle ging in Windungen eine Zeit lang fort, dann endigte sie in einem großen offenen Raum, der dicht mit Eichen und Buchen bewachsen war. Leopold sprang vom Pferde und suchte nach einem geschützten Plätzchen. Es war ein weit überhängender Felsen, welcher Schutz gegen den Regen bot. Peter glitt von seinem Tiere auf den Boden. Er war todmüde; Thränen entströmten seinen Augen und er jammerte und klagte, daß er so in der Welt umhergewürfelt werde.

„Hoffe!“ sagte Leopold. „Gott wird Dich nicht verlassen!“

„Ich fange an, an der Güte Gottes zu zweifeln,“ schluchzte er. „Was habe ich denn gethan, um so viel leiden zu müssen! Warum hat er mir Vater und Mutter genommen, warum mich in den Kerker geworfen und mich hilflos in die Welt hinausgestoßen?“

„Hast Du mich nicht gefunden, der Dich nach Kräften schützt?“

„Dem Herrn sei Dank dafür! Aber verlaß mich nicht! Bleibe bei mir, denn ich bin allein nicht im stande, mich gegen diese rohen Soldaten zu wehren.“

„Laß mich nur gehen, um die Hufspuren zu verwischen, denn unsere Verfolger werden an denselben ein Zeichen haben, um uns in diesem Verstecke zu überfallen.“

Sie schlang beide Arme um ihn, drückte ihn heftig an ihre Brust und flehte: „Bleibe bei mir, ich vergehe vor Furcht!“

Eine rieselnde Glut ging dem Lieutenant durch die Adern. In den Armen des schönen Weibes fühlte er sich unaussprechlich glücklich und er wäre bereit gewesen, mit ihr zu fliehen, dem Ruhme und Vaterlande Lebewohl zu sagen. Unwiderstehlich zu ihr hingezogen, küßte er sie auf die weichen Lippen und vergaß für den Augenblick, daß er andere Pflichten hatte, als der Liebe zu fröhnen.

Aber plötzlich wurde er aus seinem Rausche aufgeweckt. In der Höhle hörte er den Ruf: „Vorwärts, hier müssen sie sein!“ Mit Gewalt riß er sich aus den Armen des lieblichen Mädchens los, riß seinen Degen aus der Scheide und stürzte sich dem Eingange der Höhle entgegen. Kaum hatte er denselben erreicht, gewahrte er zwei Reiter, welche jubelnd ausriefen: „Da sind die Flüchtlinge. Heraus mit Dir und dem verkleideten Weibe!“

„Noch sind wir nicht euer,“ antwortete Leopold, und ohne sich lange zu besinnen, versetzte er dem einen einen Schwertstreich über das Haupt, daß er vom Pferde stürzte. Jetzt bekam der andere Reiter Raum, und es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem Leopold Sieger blieb. Mit gespaltenem Haupte lag der Franzose am Boden, und dem anderen machte er ebenfalls den Garaus; dann kehrte er zu Peter zurück und sprach: „Hier können wir nicht bleiben. Wenn die beiden Soldaten nicht zu ihrem Regimente zurückkehren, wird man sie suchen und ihre Leichen finden. Du kannst Dir also leicht vorstellen, wie es uns gehen wird.“

„Aber wohin könnten wir fliehen?“ fragte Peter in steigender Todesangst. „Ich wage es nicht, durch den Eingang der Höhle hinauszugehen.“

„Suchen wir denn, ob es einen Ausgang nach oben giebt."

Sie gingen rings herum, fanden aber nirgends eine Stelle, wo sich hinaufklettern ließ. Da schaute Leopold über sich und gewahrte eine Buche, die so dicht belaubt war, daß es ihm bedünken wollte, als ob zwischen den Zweigen ein sicheres Versteck sei.

„Wenn Du nicht durch den Eingang zurück willst, dann müssen wir auf diese Buche klettern und uns in ihrem Laube verstecken, bis die Gefahr vorüber ist."

Er stellte sich mit Hand und Fuß unter die Buche. Steige auf meine Schultern," sagte er; „ich hebe Dich empor, daß Du die Zweige erreichen kannst."

Das wollte sie lieber thun, als sich der Gefahr aussetzen, von außen gesehen werden. Langsam hob er sie empor. Sie konnte die untersten Zweige erreichen und sich an denselben festhalten, aber es war noch nicht hoch genug.

„Stelle Deine Füße in meine Hände," sprach er. Sie that es, und er hob sie so hoch empor, daß sie die höchsten Äste erreichen und klettern konnte.

„Nun vorsichtig, daß Du nicht fällst," sagte er. „Sie kletterte immer höher, und Leopold folgte ihr bis in die Mitte des Baumes.

„Hier ist eine Stelle, wo wir sitzen können," sprach sie, aber er fand den Ort noch zu nahe am Boden und meinte, sie könnten von unten gesehen werden. Er stieg noch höher und fand eine Stelle, wo die Äste so nebeneinander lagen, daß sie einer Ruhebank glichen.

„Komm' hierher," rief er ihr zu. „Hier können wir bleiben, bis die Gefahr vorüber ist."

Peter kletterte empor und fand, daß sie dort nicht allein vollständig im Verborgenen, sondern auch sicher vor

dem Herunterfallen waren. Sie setzten sich nebeneinander und fühlten sich so frei, wie auf dem Boden. Im Herzen der jungen Reiterin war eine Veränderung vorgegangen; seit sie den Offizier kannte, liebte sie ihn, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. Sie lehnte ihre Schultern an die seinigen und fiel vor Müdigkeit in Schlaf.

Leopold umschlang sie mit seinen Armen. Heftig pochte sein Herz und er war versucht, sie immer heftiger an sich zu drücken; aber plötzlich erwachte sein Gewissen und er löste seine Arme. „Leopold," sprach er zu sich selbst, „es wäre ein großes Unrecht von dir, dieses arme Wesen, welches auf der weiten Erde nur mich zum Freunde hat, zu bethören. Du mußt dich sobald als möglich von ihr losmachen, denn der fernere Umgang verweichlicht dich und macht dich untauglich zum Kriege. Du mußt zusehen, daß du sie in eine Familie bringst, wo sie bis zum Frieden bleiben kann. Die Gefahr, noch ferner mit ihr zusammenzuleben, ist zu groß!"

So sprach er zu sich selbst, und nahm sich fest vor, sein Wort zu halten. Kaum hatte er den Vorsatz gefaßt, so erdröhnte die Höhle von lauten Stimmen. Französische Soldaten waren eingedrungen und hatten ihre toten Kameraden gefunden.

„Seht ihr wohl, hier ist der Kerl mit dem verkappten Weibsbilde gewesen, hier hat zwischen ihm und unseren Kameraden ein Kampf stattgefunden. Untersuchen wir diesen Ort, wir werden sie finden."

Das Mädchen wurde von dem Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt. Am ganzen Leibe vor Angst zuckend schlang sie ihre Arme um seinen Hals und flüsterte ihm zu: „Verlaß mich nicht!"

Er schüttelte mit dem Kopfe und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich ruhig verhalten solle.

Die Franzosen durchsuchten den ganzen Raum, fanden aber nur die Pferde.

„Sie haben sich aus dem Staube gemacht," sagte eine Stimme. „Was liegt daran, wir haben unsere Pflicht gethan. Ruhen wir nun eine Weile nach harter Arbeit."

Sie lagerten sich im Kreise und begannen von den Kriegsthaten zu erzählen. „Napoleon liegt jetzt gegen Colli im Kampfe; es wird ihm nicht viel Mühe kosten, ihn zu schlagen. Seine Hauptquartier wird in Ceva aufgeschlagen und er wird auf der Höhe von Montezemoto auf die gesegneten Fluren von Piemont herabschauen. Dort werden der Po, der Tanaro und tausend kleine Flüßchen zu seinen Füßen liegen. Ich sage euch, dieser kleine Bonaparte hat mehr Weisheit in seinem kleinen Finger, als die gesamten französischen Generäle in ihren ganzen Köpfen."

„Er ist ein Feldherr," sagte ein anderer, „der mit allen bisherigen Kriegsregeln gebrochen hat. Kännten die Österreicher seine neue Art, den Feind plötzlich zu überraschen, ich sage euch, er hätte Arbeit mit ihnen, denn mit wie großer Verachtung wir auch auf sie herabschauen, sie haben sich wie Helden gewehrt."

„Schon gut, aber sie werden unterliegen, denn er besiegt sie weniger mit der Gewalt der Waffen, als mit seinem Genie und seiner Kombinationsgabe. Hannibal hat die Alpen erstürmt, Napoleon hat sie umgangen. Eine ungeheuere Strecke von Felsen und unzugänglichen Bergen liegen hinter ihm, und ich kann mich in das glückliche Gefühl hineindenken, welches seine Begleiter empfinden."

Die Unterhaltung verstummte; die unter den Bäumen liegenden Franzosen schliefen.

„Hast Du eine Schere bei Dir?" flüsterte Peter dem Offizier in die Ohren.

Leopold nickte.

„So schneide mir das Haar ab, denn ich fürchte, daß es mir übel gehen wird, wenn man mich noch einmal als Mädchen erkennt."

Leopold sah die Richtigkeit dieser Befürchtung ein. Vorsichtig nahm er ein Etui aus der Tasche, und sie hielt ihm den Kopf hin; aber er zitterte, als er den ersten Schnitt that, denn es war ein so schönes, weiches und langes Haar, wie er noch keines gesehen; aber sie hatte recht, es mußte geschehen, denn jeden Augenblick konnte ein Zufall sie verraten. Erbarmungslos fiel das üppige Haar. Den abgeschnittenen Zopf band er zusammen und barg ihn in seiner Rocktasche; dann stutzte er ihr das Haar zurecht, wie einem Manne, und nun war sie zufrieden.

Mit dem Abende schlug der Wind um; sie hörten in der Ferne einen furchtbaren Kanonendonner. Die Soldaten wurden von demselben aus dem Schlafe geweckt.

„Auf, auf!" rief einer, „wir müssen fort; man bedarf unserer Hilfe!"

Sie erhoben sich, schwangen sich auf die Pferde und sprengten von dannen. Der Wind wurde stärker und sie hörten in ihrem luftigen Aufenthalte sogar das Knattern der Gewehre. Erst als es ganz dunkel geworden war, verstummte es. Nun aber wurde der Wind zum Sturme und schüttelte den Baum so furchtbar, daß Leopold mit beiden Händen einen Ast erfassen und sich festhalten mußte. Das Mädchen klammerte sich in Todesangst fest an ihn und ließ ihn nicht los, bis um Mitternacht der Sturm aufhörte. Der Mond schien hell, und er konnte ihr zauberhaftes Gesicht erkennen. Es schien ihm beim Schimmer des Mondes noch schöner, als am hellen Tage.

„Peter,“ hob er mit klopfendem Herzen an, „wir müssen uns morgen trennen.“

Sie zuckte zusammen und gab zur Antwort: „Trennen? Das heißt, Du willst mich allen Unbilden der Fremde preisgeben. Nein, ich trenne mich nicht von Dir, ich teile Dein Schicksal.“

„Ich werde Dich bei einer anständigen Familie unterbringen; dort magst Du bleiben, bis der Krieg zu Ende ist.“

„Versprachst Du mir nicht Schutz und Freundschaft?“

„Ich that es und werde mein Wort halten, aber wie könnte ich Dich besser schützen, als durch Deine Unterbringung in einer Familie?“

„Du bist mir Freund und Familie; eine andere will und bedarf ich nicht.“

„Aber, meine Freundin, bedenke Deine und meine Lage. Sie ist gefahrvoll. Mich schreckt es nicht, offenen Gewehr- und Kanonenläufen gegenüberzustehen, aber es schreckt mich, mit Dir allein zu sein. Wie soll ich mich ausdrücken, mein Kind? Ich bin bange vor mir selber, denn ich liebe Dich von ganzem Herzen und möchte nicht schuld daran sein, daß der geringste Flecken auf Deinen Ruf käme.“

„Du liebst mich?“ fragte sie mit einem glühenden Entzücken. „Wenn es so ist, was hindert uns, ein Paar zu werden. Ich liebe Dich ebenfalls und werde niemals einen anderen Gatten nehmen.“

„So sei es,“ sprach Leopold. „Morgen, wenn der Tag anbricht, werden wir einen Pfarrer aufsuchen und uns trauen lassen.“

Sie reichte ihm die Hand, welche er an seine Lippen drückte. Jetzt aber fiel ihm ein, daß sie sich gänzlich

unbekannt waren, daß sie nicht einmal ihren Stand und ihren Namen wußten.

„Mein Kind," sprach er, „ich habe mich dem Gefühle der Liebe hingegeben, ohne Dich zu kennen; nun aber muß Klarheit zwischen uns herrschen. Darum sage mir Deinen Vor= und Familiennamen."

„Luise, Marquise de Repeira," gab sie leise zur Antwort.

Leopold ließ einen schweren Seufzer fahren. „Du bist eine Marquise!" sagte er. „Dann muß ich mein Wort zurücknehmen, denn ich bin der Sohn eines einfachen Stallmeisters in der Hofburg zu Wien."

Sie hielt ihm die Hand auf den Mund und gab lächelnd zur Antwort: „In Frankreich giebt es keinen Adel mehr; die Revolution hat alle Titel ausgelöscht. Vergiß die Marquise und nenne mich Luise Repeira. Nun aber will ich auch Deinen Namen wissen."

„Leopold Grisca; aber meine Bedenklichkeiten sind noch nicht zu Ende, Luise. Ich halte dafür, daß eine Ehe zwischen zwei so verschiedenen Ständen kaum zum Guten ausschlagen kann."

„Die Stände haben damit nichts zu thun, Leopold. Für mich würde es keinen Unterschied machen, ob Du ein Fürstensohn oder ein Holzhacker wärest. Die Natur hat uns für einander bestimmt, denn ich liebte Dich, als ich Dir zum ersten Male ins Auge schaute, und ich werde Dich lieben bis an das Ende meines Lebens."

„Binde Dich nicht voreilig, mein Kind; bedenke alle Folgen. Noch bist Du frei, sobald aber der Priester einmal unseren Bund gesegnet hat, dann bist Du für Dein ganzes Leben gebunden."

„Ich will gerne gebunden sein," sagte sie.

Da nahm er ihre Hand und hielt sie fest. „Morgen also," sagte er. „Nun versuche zu schlafen. Wir sitzen so fest und sicher, daß uns kein Unfall treffen kann."

Sie lehnten sich beide zurück, gegen den Stamm des Baumes, und sie war bald eingeschlafen. Leopold aber wachte noch lange, denn er dachte darüber nach, daß er nunmehr die Pflicht auf sich habe, für seine junge Gattin zu sorgen. Er wußte noch nicht, wie er den Pflichten gegen den Staat und seine Gattin genügen sollte, aber er verließ sich auf Gott und sein gutes Geschick und schlief endlich ein.

Am Morgen weckten ihn Luisens Küsse. Sie war wie umgewandelt und schien keine Sorge, keine Furcht mehr zu kennen. „Wer hat es je gehört, daß ein Bräutigam so fest schlafen kann," sagte sie schäkernd. „Nun geschwind den Baum hinunter, Du mußt vorανklettern und auf mich passen, daß ich keinen Fehltritt thue."

„Du fängst schon frühe an, zu befehlen," sagte er lächelnd; aber er fügte sich und kletterte hinab. Luise folgte, bis sie auf den unteren Zweigen angekommen war. „Nun muß ich Dir auf die Schultern treten," sagte sie; „stelle Dich gerade."

Er hielt seine Hände hoch empor und faßte sie; dann reichte sie ihm ihre Hände hinab, und er ließ sich langsam nieder, bis sie den Boden erreicht hatte.

„Ob die Franzosen unsere Pferde mitgenommen haben?" fragte er und schaute sich um; aber sie hatten bis zum Einbruche der Nacht geweidet und lagen jetzt im hohen Grase. Leopold trieb sie auf, befestigte das Sattelzeug aufs neue und half seiner Braut in den Sattel. Rasch sprengten sie von dannen. Leopold zeigte auf einen Kirchturm in der Ferne. Sie gaben den Rossen die Sporen und flogen

über die Ebene dahin. Die Bauern, welche sich schon am frühen Morgen auf dem Felde beschäftigten, blieben stehen und schauten ihnen neugierig nach. Bald hatten sie das Dorf erreicht, in welchem die Glocken eben zum Gottesdienste riefen. Die Dorfbewohner fuhren zusammen, als sie die Reiter sahen, denn sie glaubten, der Krieg habe sich plötzlich in ihre Gegend gezogen und sie würden nun alle Leiden und Drangsale desselben auszustehen haben. Einige eilten ängstlich in ihre Häuser zurück und befahlen den Ihrigen, schleunigst alle Wertsachen hinwegzuräumen; aber die Angst und Furcht legte sich, als die Leute bemerkten, daß den beiden Reitern keine anderen Soldaten nachfolgten.

An der Kirche hielten die Reiter inne und fragten einige spielende Kinder, wo der Pfarrer wohne. „Dort," sagten die Kinder, indem sie mit dem Finger auf das Pfarrhaus deuteten. „Steige Du im Wirtshause ab," sprach Leopold zu seiner Braut; „ich gehe unterdessen zum Pfarrer."

Luise lenkte ihr Tier dem Gasthofe zu, Leopold aber sprang vom Pferde, überreichte einem Knaben die Zügel und begab sich ins Pfarrhaus, wo er dem Geistlichen alle Umstände mitteilte, die ihn nötigten, sofort zur Heirat zu erscheinen. Der Pfarrer hörte ihn freundlich an und entgegnete: „Wenn Sie alle notwendigen Papiere bei der Hand haben, können Sie in einer halben Stunde erscheinen."

Leopold entfernte sich wieder. Als er in dem Gasthofe ankam, hatte Luise sich ihrer Soldatenkleidung entledigt und stand als Weib vor ihm, wie er sie in der Einsamkeit gesehen, nachdem er die Burg Cossaria verlassen hatte; aber die Frauenkleider waren sehr zerknittert

und das Haar kurz geschoren. Die schweren Reiterstiefel, die sie trug, waren auch nicht recht geeignet, ihre Schönheit zu erhöhen; aber sie konnten es nicht ändern und mußten froh sein, daß ihre Ehe so schnell durch die Hand des Priesters gesegnet wurde.

„Hast Du Deine Papiere bei Dir?“ fragte Leopold.

„Ich weiß nicht, ob sie genügend sind,“ sprach Luise. „Ich habe den Totenschein meiner Eltern, meinen Geburts- und Taufschein.“

„Das genügt,“ antwortete er frohlockend, reichte ihr den Arm und führte sie zum Pfarrer. Er prüfte ihre und Leopolds Papiere und nickte zufrieden. Dann ging er mit ihnen in die Kirche, hörte ihre Beichte, traute sie und schrieb ihnen den Kopulationsschein, womit sie sich als Brautleute ausweisen konnten.

Glücklich und zufrieden kehrten sie in den Gasthof zurück, wo sich die Leute noch im Erstaunen befanden, daß sich der Reiter in ein junges, hübsches Mädchen verwandelt hatte.

„Bereiten Sie uns ein gutes Frühstück mit Eiern und Schinken,“ sagte Leopold, „und servieren Sie dasselbe auf unserem Zimmer.“

Rasch wurden sie von der Wirtin selbst bedient, und es schmeckte ihnen vortrefflich, denn seit gestern Mittag war keine Speise über ihre Lippen gekommen. Nachher brachte sie ein Zeitungsblatt mit den neuesten Kriegsnachrichten, die Leopold seiner jungen Frau vorlas.

„Das entmutigte Heer des Generals Colli wurde zu Mondovi auf seinem Rückzuge von zwei französischen Corps, dem von Massena und dem von Serrurier, von zwei verschiedenen Punkten her angegriffen. Den letzteren General schlug Colli mit Verlust zurück; als er aber sah,

daß Massena seine linke Flanke umgehe, und daß er solchergestalt auf seinen beiden Seiten gefaßt werde, erkannte er, daß er sich in einer verzweifelten Lage befinde. Die piemontesische Reiterei versuchte das Gefecht wieder herzustellen; sie warf auch die französische in etwas zurück, wobei General Stengel, der dieselbe wieder sammeln wollte, getötet wurde. Allein die verzweifelte, im Reitergefechte vielleicht unerreichte Tapferkeit Murats rief den Sieg zurück; und sowohl die Reiterei als die Infanterie Collis mußte unter den ungünstigsten Umständen das Feld räumen. Die Sardinier erlitten eine vollständige Niederlage; sie verloren ihre besten Truppen, ihr Geschütz, ihr Gepäck, ihre Kriegskasse, und mußten, getrennt von den Österreichern und in der augenscheinlichsten Gefahr, von den vereinigten Streitkräften des Feindes gänzlich aufgerieben zu werden, den Gedanken aufgeben, Turin zu decken. Bonaparte, der den Sieg erschöpfend benutzte, nahm Besitz von Charasco, das von der Hauptstadt Piemonts nur etwa zehn Stunden entfernt war.

So öffnet das Glück, im Laufe eines Feldzuges von kaum einem Monate, seinem Günstlinge die ersehnte Straße nach Italien mittels der mit so vielem Talente angegriffenen und eroberten Gebirgspässe. Er hat in drei Schlachten einen ihm überlegenen Feind besiegt, und ihm einem Verlust von fünfundzwanzigtausend Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen beigebracht, ihm achtzig Kanonen und einundzwanzig Fahnen abgenommen. Die österreichische Armee ist in Unthätigkeit versetzt, die sardinische beinahe aufgerieben; er aber steht in voller Verbindung mit Frankreich auf der östlichen Seite der Alpen, und Italien, das vor ihm liegt, scheint ihn zu einer Invasion einzuladen."

„Das sind traurige Nachrichten, Luise," sprach

Leopold. „Es wird schwer halten, daß wir die österreichische Armee wieder auffinden. Immer Flucht, immer geschlagen werden, das ist ein schreckliches Los. Wer verbürgt uns, daß wir nicht getrennt werden. Es wäre besser für Dich, wenn Du in diesem stillen Dörfchen zurückbliebest, bis der Friede geschlossen ist. Die Wirtsleute werden Dich gerne aufnehmen, und ich werde ihnen die Gefälligkeit gut bezahlen."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und wehrte mit den Händen ab.

„Soll ich lieber mit dem Herrn Pfarrer sprechen? In seinem Hause wärest Du noch besser aufgehoben."

„Mache keinen Versuch, mich zurückzuhalten," gab sie zur Antwort; „das Weib gehört zum Manne, also gehöre auch ich zu Dir, und ich werde bei Dir bleiben, mag es kommen, wie es will."

Er hörte auf, in sie zu dringen, denn es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß er nichts erreichen würde. Lächelnd ging sie in eine Kammer und kam bald nachher als Soldat zurück.

„Brechen wir auf," sprach sie, „oder ziehst Du es vor, nach Wien zurückzukehren?"

„Nach Wien? Man würde mich dort als Deserteur behandeln; aber ich fliehe überhaupt nicht, so lange meine Truppen im Felde stehen! Was ich gegen die Feinde meines Vaterlandes thun kann, das will ich nicht unterlassen."

„Darum hast Du wohl auch mich in Fesseln geschlagen."

„Ja wohl, mein Kind," sprach er lächelnd, „und Dich lasse ich niemals los."

„Schadet nichts," Leopold. Von Dir lasse ich mich gerne binden."

Der Bräutigam zahlte die Zeche, und sie stiegen zu Pferde, nachdem sie von den Wirtsleuten gehört hatten, welche Richtung sie einschlagen mußten, um zum Heere Beaulieus zu kommen. Sie ritten weite Strecken und machten große Umwege, um nicht dem Feinde in den Rachen zu laufen. Nur, wenn sie ganz ermattet waren, oder wenn die Pferde durchaus Rast und Futter haben mußten, machten sie eine kleine Pause.

Auf ihrer Flucht kamen sie endlich nach Valeggio am Po; dort fanden sie den österreichischen General Beaulieu, der sie mit offenen Armen empfing und dem Offizier sofort eine Anstellung bei seinem Heere gab. Luise, deren wahres Geschlecht niemand vermutete, galt für seinen Burschen und durfte bei ihm bleiben.

Wir müssen hier nachholen, daß die Trümmer der sardinischen Armee sich auf ihrer Flucht bis auf zwei Stunden von Turin zurückgezogen hatten. Viktor Amadeus von Savoyen, der aus einem Geschlechte von Helden abstammte, konnte sein Fürstentum nur durch Unterwerfen behalten. Seine Lage zwischen Frankreich und Italien hatte ihm bisher eine selbstverständliche, unabhängige Stellung gewährt, jetzt aber war sein Standpunkt ein schmerzlicher und demütigender geworden. Er fühlte die Schicksalsschläge doppelt, denn er war der Schwiegervater des Königssohnes von Frankreich, des Grafen von Artois, der sich jetzt im Auslande befand. Wie demütigend war es, den Frieden mit einem General zu schließen, der erst sechsundzwanzig Jahre alt war. Aber er befand sich in Not und bat um einen Waffenstillstand. Er wurde ihm gewährt, aber er mußte den Schlüssel zu den Alpen, die Festungen Coni und Tortona, die seine Vorfahren so krampfhaft festgehalten hatten, an den übermütigen Franzosen abgeben.

---

## IV.

Leopold erkundigte sich, warum der General seine Aufstellung bei Valeggio genommen. Es wurde ihm zur Antwort, Bonaparte wolle bei Valenza über den Po gehen, und dieses sei zu verhindern.

„Glaubt es nicht," sagte Leopold. „Ihr solltet nachgerade wissen, daß ihm alle Mittel recht sind, wenn sie seinen Zwecken dienen. Streut er selbst aus, daß er bei Valenza über den Strom gehen will, so hat er ganz sicher die Absicht, einen anderen Punkt zu wählen."

In diesen Tagen erschien eine Proklamation Bonapartes an seine Soldaten, in der er ihnen zu den errungenen Siegen Glück wünschte und sie in erhabenen Ausdrücken pries. „Aber," fuhr er fort, „so lange die Österreicher noch in Mailand gebieten, so lange noch die Asche des Tarquin durch die Gegenwart von Bassevilles Mördern beschimpft wird, ist nichts gewonnen." Alle seine Gedanken waren in dieser Proklamation auf Italien gerichtet, und die Soldaten wurden mit dafür begeistert; sie brannten ebenfalls für die Vorstellung, die Kunstschätze Italiens plündern zu dürfen.

Bonaparte verlegte sein Hauptquartier in die sardinische Festung Tortona, die er dem Korsen hatte übergeben müssen. Massena zog einen Teil des Heeres bei Alexandria zusammen, wo er Mailand und durch den Übergang über den Po das österreichische Gebiet bedrohte.

Es verhielt sich aber, wie Leopold vermutet hatte. Die Vorspiegelung, bei Valenza über den Strom gehen zu wollen, war nur eine Täuschung, der Feind sollte irregeführt werden. Um diesen Irrtum noch zu verstärken, schob er große Scharen von Rekognoscierungstruppen von Alexandrien aus gegen Valenza vor. In Wahrheit aber ging Bonaparte am 7. Mai zu Placenza, fünfzig Meilen unterhalb Valeggio, über den Po. Mit unglaublicher Schnelligkeit hatte er seine Soldaten an einer Stelle, wo sie gar nicht erwartet wurden, zusammen. Der Übergang wurde ihnen leicht, denn außer zwei bis drei österreichischen Streifschwadronen fanden sie keinen Feind, der ihnen den Übergang streitig machen konnte.

General Andreossy befehligte einen Vortrab von fünfhundert Mann, die auf gewöhnlichen Fahrzeugen übersetzten; wozu sie eine halbe Stunde gebrauchten. Zuerst ging Oberst Lannes mit einer Grenadierkompagnie ans Land; er wurde von einer schwachen österreichischen Husarenabteilung empfangen, welche die Landung verhindern wollten, aber sie wurden schnell zerstreut und zum Rückzuge gezwungen. Da sich sonst keine österreichischen Truppen auf der anderen Seite des Po befanden, so konnten die übrigen Divisionen der französischen Armee, eine nach der anderen, nachfolgen. Nach zwei Tagen befand sich die ganze Armee jenseits auf mailändischem Gebiete. Er hatte keinen Mann und kein Pferd verloren, und dieses verdankte er der angewandten List. Hätte Beaulieu ihn mit seiner

ganzen Macht gegenübergestanden, so hätte das der Existenz seiner Armee im höchstem Grade gefährlich werden können.

Als Beaulieu vernahm, daß man ihn getäuscht hatte, ließ er seinen Vortrab, die Division Liptay in der Richtung von Placenza an den Po vorgehen, um Bonaparte einen Kampf anzubieten. Dort aber paßte es dem Franzosen nicht, denn wenn er geschlagen wurde, konnte er nicht wieder über den Strom zurück, er mußte Raum haben, um sich ausdehnen zu können.

So rasch als möglich schritt er weiter, und die vordersten Divisionen der beiden Heere trafen am 8. Mai bei dem Dorfe Fombio, nicht weit von Casal, aufeinander. Sofort warfen sich die Österreicher in den Ort, besetzten die Türme und alle Posten, die sich zu einer Verteidigung eigneten, und hofften, sich so lange halten zu können, bis die Hauptarmee zu ihrer Unterstützung herankomme. Bonaparte aber war nicht gesonnen, sich die Vorteile, die er durch den raschen Übergang über den Po gewonnen, verkümmern zu lassen. Seine Soldaten, durch die rasch aufeinanderfolgenden Siege verwöhnt, hielten sich für unüberwindlich und scheuten vor keinem Hindernisse zurück. Sie stürmten mit dem Bajonette in das Dorf, warfen die tapfer kämpfenden Österreicher vor sich nieder, nahmen alle Posten rasch hintereinander und bemächtigten sich sogar der Geschütze. Die Division Liptay war geschlagen, und ihre Trümmer mußten sich bei Pizzighitone über die Adda zurückziehen.

Ein anderes österreichisches Corps, welches zur Unterstützung der Division Liptay herankam, wurde die Ursache von dem Tode des Generals La Harpe, welcher bei Napoleon in so hoher Achtung stand. Bei diesem Corps

befanden sich Leopold und Luise, welche bei den Soldaten den Namen Peter führte. Sie griffen sofort die französischen Vorposten an. General La Harpe, welcher von dem entstandenen Lärm unterrichtet wurde, ritt sogleich hinaus, um sich von der Stärke des angreifenden Teiles zu unterrichten. Bei der Rückkehr zu seinen Truppen hielten diese ihn und seine Begleiter für den Feind, gaben Feuer und streckten ihn nieder.

Napoleon war tief erschüttert, denn in La Harpe verlor er einen seiner besten Generäle, dessen Tod er noch lange nachher beklagte. Die Österreicher zogen von dem Ereignisse Vorteil, indem sie den verwirrten Feind angriffen, aber wie tapfer sie auch fochten, dem viel größeren Heere der Franzosen konnten sie nichts anhaben, sondern mußten sich nach Lodi zurückziehen, wo Beaulieu seine zersplitterten Kräfte sammelte, um Mailand durch die Behauptung der Adda zu decken.

Es war ihm hinterbracht worden, wie tapfer Leopold und Peter gegen die Franzosen gefochten hatten. Sie wurden deshalb vorgeladen und mit Lob überhäuft. Den Leopold ernannte Beaulieu zum Premierlieutenant und sprach: „Grisca, „Sie haben den Rang schon früher verdient, aber das Unglück hat sich an unsere Waffen gehängt und leider wirken die Verluste auch auf mein Gemüt, denn die Lorbeeren fallen von meinem Haupte und mein bisher so rühmliches Alter beginnt sich mit Schmach zu bedecken. Sie haben Mut und Vertrauen. Ich bitte, stützen Sie mich und nehmen Sie eine Adjutantenstelle bei mir an."

Leopold zitterte vor Freude, denn er trachtete nach Ruhm und Auszeichnung, aber ein Blick auf Peter machte ihn besorgt: „Excellenz," sprach er, „mein Bursche und ich sind zwei unzertrennliche Gefährten, und der eine kann

nicht ohne den anderen leben. Was soll aus ihm werden, wenn ich mich von ihm trenne."

Beaulieu lächelte; es war ihm noch nicht vorgekommen, daß ein Offizier solche Vorliebe für einen Burschen gezeigt hatte.

„Ich ernenne ihn zum Gefreiten in meinem Hauptquartier; dann bleiben Sie zusammen, und wenn der junge Mann sich noch ferner so tapfer zeigt, wird er bald Unteroffizier werden. Nun bleiben Sie gleich da, denn wir müssen für die Verteidigung von Lodi sorgen."

Lodi war damals eine Stadt von zwölftausend Einwohnern und hatte eine gute Verteidigung durch ihre gotischen Ringmauern. Mitten hindurch strömte die Adda, die von einer fünfhundert Fuß langen Holzbrücke überspannt wurde. In diese Stadt hatte sich Beaulieu zurückgezogen, weil er der Überzeugung lebte, daß Bonaparte die das Mailändische schützende Addalinie angreifen werde. Er hatte nur zehntausend Mann bei sich. Den übrigen Teil seiner Armee wies er nach Mailand und Cassano.

Es lag wirklich in den Absichten Bonapartes, den alten General in Lodi anzugreifen und ihn durch möglichste Schnelligkeit zu vertreiben.

Am 10. Mai rückte er, begleitet von seinen besten Generälen und an der Spitze seiner auserlesensten Truppen, mit raschen Schritten gegen Lodi vor. Die oben erwähnte Brücke wurde von zwanzig bis dreißig österreichischen Feldstücken bestrichen, die jedem, welcher sich auf derselben nahte, den sichern Tod drohten. Leopold hatte die Geschütze aufstellen lassen und brachte seinem General Nachricht von diesem Vorfalle.

„Bleibe bei den Kanonen und eifere die Offiziere und Soldaten an, daß sie nicht erlahmen, denn wir haben

es mit einem klugen und mächtigen Feinde zu thun," sprach er. Leopold ritt sogleich zurück und Peter befand sich stets an seiner Seite.

Die Kanonen waren geladen und hatten ihre Mündungen auf die Brücke gerichtet. Mit brennenden Lunten standen die Kanoniere da und harrten des Augenblickes, wo das Kommando: „Feuer!" gegeben wurde.

Plötzlich marschierte eine Kolonne von dreitausend Grenadieren auf die Brücke zu und stand auf derselben, ehe die Österreicher sich's versahen.

„Nun ist es Zeit! Feuer," kommandierte Leopold. Die Grenadiere riefen mit laut hinbrausender Stimme: „Es lebe die Republik!" Aber noch war der Ruf nicht vollendet, als ein Hagel von Kartätschen und Gewehrfeuer aus den Häusern des jenseitigen Ufers sie überschüttete.

Das mochten die Grenadiere nicht erwartet haben; sie blieben stehen, stutzten und machten Miene, sich zurückzuziehen, aber Berthier, der Chef des Bonaparteschen Generalstabes, Massena, L'Allemand und Corvini stellten sich sofort an die Spitze der Kolonne, indem sie die eingeschüchterten Grenadiere ermutigten und sie aufforderten, unerschrocken über die Brücke zu gehen.

Unaufhaltsam drangen sie nun vor, obschon jeder Schuß tiefe Lücken in ihre Reihen riß; aber sie kamen trotz der Kanonen und des Gewehrfeuers immer näher.

„Mit dem Bajonette darauf!" rief Leopold, sammelte rasch ein Häuflein Soldaten und flog ihnen entgegen. Es hatte fast den Anschein, als suche er absichtlich den Tod, denn er hieb und schlug darein, als ob er allein im stande sei, das Vordringen der Franzosen zu verhindern.

Was nutzte diese ungestüme Tapferkeit, was nutzte es, daß die Österreicher aus jedem Hause eine Festung

gemacht hatten und sich übermenschlich anstrengten, um die Stadt zu halten? Das Siegesglück war einmal bei Bonaparte, und es schien, als ob sich Gott seiner, wie einer Geißel bedienen wollte, um die Völker zu züchtigen. Die Franzosen siegten; Leopold und Peter entgingen nur mit genauer Not der Gefangenschaft.

Der graue Feldherr Beaulieu weinte vor Verdruß, als er Lodi verlassen und die Beschützung von Mailand aufgeben mußte. Er zog sich nach Mantua zurück, wo er die Trümmer seiner geschlagenen Armeen sammelte. Dort wollte er die Verstärkungen abwarten, welche ihm der General Wurmser vom Rheine aus zuführen sollte.

Seit der Schlacht von Lodi nannten die französischen Soldaten ihren General Napoleon Bonaparte den kleinen Korporal, der ihm bis an das Ende geblieben und in tausend Liedern gefeiert worden ist.

Mailand war also verlassen. Der Erzherzog Ferdinand, welcher mit seiner Gemahlin dort regierte, hatte die Entwickelung der Dinge mit Schrecken angesehen und seit der Niederlage des Königs von Sardinien wohl geahnt, welchen Ausgang dieser Krieg nehmen werde. Während Beaulieu sein Möglichstes that, um die Hauptstadt Mailand mit seinen Waffen zu schützen, verlor der Erzherzog immer mehr den Mut. Er sah keine Möglichkeit, diesem neuen Kriegsgenie mit Erfolg entgegenzutreten. Er wandte sich deshalb an den Himmel. Es wurden Reliquien ausgestellt, Prozessionen und Bittgänge veranstaltet, aber das Verderben wälzte sich immer näher, und der Rückzug Beaulieus nach Mantua benahm dem Erzherzoge die letzte Hoffnung.

Er verließ mit seiner Gemahlin und einem kleinen Gefolge die Stadt. In der, im besten Verteidigungszustande sich befindenden Citadelle blieben nur wenige Soldaten

zurück. Alle Einwohner kamen aus den Häusern, um Abschied von dem geliebten Erzherzoge zu nehmen. Thränen rollten dem fürstlichen Paare, welches vielleicht für immer Abschied von seiner Residenz nahm, aus den Augen.

Das Volk wagte nur leise zu flüstern; als aber der Erzherzog und seine Gemahlin verschwunden waren, dachten die Mailänder daran, sich die Franzosen so geneigt als möglich zu machen.

Der Glanz der französischen Republik, der bereits allenthalben seine Strahlen zu werfen begann, that auch in Mailand seine Wirkung, und es fehlte nicht an Einwohnern, welche demselben Geschmack abgewannen; sie legten die dreifarbige Kokarde an und erschienen mit derselben auf der Straße.

Dieses kecke Beispiel genügte, um Nachahmung zu finden. Sehr bald erschienen alle Köpfe mit der Kokarde bedeckt. Es war, als wenn man sie schon lange vorher bereit gehalten und nur des Augenblickes gewartet hätte, wo man sie aufstecken konnte. Von allen öffentlichen Gebäuden nahm man die kaiserlichen Wappenschilder ab und am Regierungspalaste erschien ein Plakat mit der Aufschrift: „Dieses Haus ist zu vermieten, — die Schlüssel dazu hat der französische Kommissär Salicetti.“

Die Adeligen beeilten sich, ihre Wappenschilder abzunehmen, die Livreen ihrer Bedienten und andere Kennzeichen der Aristokratie zu verbergen. Die Ordnung in der Stadt wurde durch die Bürgerwehr aufrecht erhalten. Das Schlimmste sollte sich rascher vollziehen, als man denken konnte. Eine Deputation aus den vornehmsten Bürgern von Mailand brachte dem General die völlige Unterwerfung der Stadt entgegen.

Was konnte der kleine Korporal mehr wünschen? Am

14. Mai zog er an der Spitze seiner Garden unter dem für ihn errichteten Siegesbogen in das erzbischöfliche Palais, wo er sein Hauptquartier aufschlug. An demselben Abende gab die Stadt ein glänzendes Fest, und diese Gelegenheit wurde von den Franzosen benutzt, um auf einem der Hauptplätze den Freiheitsbaum aufzupflanzen.

Obschon die Mailänder dem kleinen Korporal mit so großer Freundlichkeit entgegengekommen waren, so reichte dieselbe doch nicht hin, um sie vor den bitterschmeckenden Folgen der französischen Freiheit zu bewahren. Bonaparte brauchte Geld, um seine Armee zu equipieren, und um die Beutel seiner Getreuen zu füllen. Er legte der Stadt eine Kontribution von zwanzig Millionen Livres auf. Da aber das bare Geld in Mailand, wie zu jener Zeit allenthalben selten war, so hatte er die Freundlichkeit, Waren und Habseligkeiten aller Art nach einer billigen Schätzung in Zahlung zu nehmen.

Daß die Summe zusammenkam, dafür sorgte Bonaparte, indem er alle öffentlichen Gelder, selbst die der frommen Stiftungen in Empfang nahm und an der bezeichneten Summe in Abrechnung brachte; auch alles, was sich an goldenen und silbernen Geräten in den Kirchen befand, mußte an Bonaparte abgeliefert werden. Was die Frömmigkeit in vielen Jahrhunderten an Kelchen, Monstranzen, Heiligenbildern u. s. w. zusammengebracht hatte, wanderte in den nie vollwerdenden Sack der Republik. Die Form, die Edelsteine und der antike Wert kamen bei dem kleinen Korporal natürlich nicht in Betracht; ihm galt nur der wirkliche Gold- und Silberwert.

Wenn die Mailänder geglaubt hatten, sich mit den zwanzig Millionen von allen weiteren Leistungen losgekauft zu haben, so waren sie im Irrtume; der kleine Korporal

verlangte auch noch die täglichen Rationen für fünfzehntausend Mann.

Wenn man sich vorstellt, daß es so allenthalben ging, wo Franzosen die Oberhand hatten, so kann man sich leicht denken, daß alle eroberten Länder arm wurden. Die Franzosen kopierten die römische Republik, ahmten aber im Nehmen sowohl die römischen Senatoren als die Kaiser nach. Es kam ihnen hauptsächlich darauf an, den Reichtum der eroberten Länder in Paris aufzuhäufen, nachdem sich die Generäle die Hände darin gewaschen hatten.

Ganz Italien sollte die Schwere seiner Hand fühlen, wie Sardinien und Mailand sie gefühlt hatten. Es war ihm gleichgültig, ob einer der Staaten mit Frankreich auf gutem oder auf feindlichem Fuße stand oder nicht. Er bedurfte ihres Geldes, und das war genug, um sie mit Krieg zu überziehen.

Der Herzog von Parma hatte sich schon vor dem Einzuge in Mailand unterworfen, aber er mußte gleichwohl einen Waffenstillstand gegen die bare Erlegung von zwei Millionen Livres erkaufen, dazu Pferde und Proviant liefern und zwanzig der schönsten Gemälde aus seiner Sammlung, die Bonaparte sich frei wählen konnte, als Geschenke hergeben. Er konnte alles gebrauchen, was einen wirklichen Wert hatte.

Nachdem Parma ausgeplündert war, kam der Herzog von Modena an die Reihe. Dieser Mann war mit Frankreich und Österreich verwandt. Er hatte eine Schwester des Kaisers Joseph II. zur Gemahlin, war Schwiegervater des Erzherzogs Ferdinand und Schwager der unglücklichen Königin Marie Antoinette. In seinen Schatzkammern waren Mengen von Gold und Silber aufgehäuft, in seinen Galerien unschätzbare Kunstwerke.

Bei der Annäherung der französischen Armee flüchtete er sich aus seiner Hauptstadt, schickte aber seinen Bruder, den Ritter von Este, an Napoleon, um mit ihm zu unterhandeln. „Er ist der Schwager des Kaisers von Österreich," sagte Bonaparte; „er hat also eine Vorliebe für den Kaiser und dafür muß er fünf und eine halbe Million Livres zahlen und große Lieferungen an Mundvorrat leisten. Auch mußte er zwanzig seiner besten Gemälde hergeben, die Napoleon durch Kunstverständige aussuchen ließ.

Bisher hatte man in den furchtbarsten Kriegsgreueln die Kunstwerke als heilig betrachtet. Friedrich der Große hatte die Dresdener Galerie nicht angerührt. Man betrachtete die Kunst und ihre Leistungen als ein Allgemeingut, das unangetastet bleiben mußte. Nur Napoleon setzte sich über diese herrschende Regel hinweg und brachte alle diese Kunstwerke zu Paris in ein Museum, wo sich die Bürger an den Eroberungen ihres großen Generals erfreuen konnten. Welch ein großer Wert mit den Bildern weggeschleppt wurde, geht daraus hervor, daß der Herzog von Modena zwei Millionen Livres bot, wenn man ihm dieselben lassen wolle; aber die Franzosen waren nun einmal auf Kunstwerke erpicht. Wenn sie das Geld im Sacke hatten, nahmen sie Bilder und Statuen. Wenn die Franzosen unserer Tage lügenhafterweise sagen, die preußischen Soldaten hätten sich im Kriege von 1870 und 71 Pendulen angeeignet, so kann man mit besserem Grunde auf Napoleons Raubsystem hinweisen, welches außer Pendulen auch noch Millionen und Kunstwerke nahm. Das Direktorium zu Paris entblödete sich sogar nicht, eigene Kunstverständige zu Napoleon stoßen zu lassen, damit nur Vorzügliches ausgewählt werde. Bonaparte schien sich den römischen Konsul Mummius, der Griechenland mit roher

Hand seiner Kunstwerke beraubte, zum Vorbilde genommen zu haben.

Nachdem Bonaparte Mailand, Parma und Modena geplündert hatte, rief er nach fünftägiger Ruhe seine Soldaten zu neuen Thaten auf. Sie sollten mit ihm nach Rom ziehen; aber es kam ein Hindernis dazwischen. Das Direktorium wurde eifersüchtig auf seine steigende Macht, die ihm gefährlich werden konnte. Er beschloß, die italienische Armee zu teilen und die eine Hälfte dem General Kellermann zu geben. Bonaparte sollte mit zwanzigtausend Mann über den Po gehen und seine Richtung südwärts nach Rom und Neapel nehmen, der andere die Belagerung von Mantua betreiben und den Österreichern die Spitze bieten. Sobald diese Ordre an Napoleon kam, widersetzte er sich bei dem Direktorium und wollte lieber seine Stelle niederlegen. Sein Ruf war bereits so fest gegründet, daß das Direktorium nicht wagte, sich ihm zu widersetzen. Er blieb der alleinige Feldherr, und man überließ es ihm, zu thun, was er für gut hielt. Dadurch stieg seine Macht so hoch, daß man in der That nicht begreift, wie das Direktorium so kurzsichtig sein konnte.

Um die Österreicher unschädlich zu machen, setzte er die Divisionen seiner Armee gegen das rechte Ufer des Mincio in Bewegung. Sein Hauptquartier nahm er zu Lodi. Kaum war er hier angekommen, so erhielt er die beunruhigende Nachricht, die Stadt Pavia und die ganze Umgegend in seinem Rücken stehe unter den Waffen und überall würden die Sturmglocken geläutet, der Prinz Condé mit seiner Armee und eine ansehnliche österreichische Macht rücke aus den Tiroler Gebirgen auf Italien. Auch in Mailand hatten sich einige Bewegungen gezeigt und die

dortige Citadelle, welche noch immer eine österreichische Besatzung hatte, schien geneigt, den Aufstand in Pavia zu unterstützen. In Pavia hatten die Insurgenten ein französisches Corps gefangen genommen.

Das rücksichtslose Eintreiben der Kontributionen, die Plünderung der Kirchen und die Drangsalierung ihrer Geistlichen hatte das Volk zum Aufstande getrieben. Bonaparte mußte als Korsikaner wissen, daß gerade die Italiener ihm die Beraubung der Kirchen sehr übel vermerken mußten. In der That standen dreißigtausend Insurgenten unter Waffen, aber sie waren keine geschulten Krieger, und sie hätten sich voraussagen müssen, daß sie nicht im stande seien, mit Erfolg gegen die Franzosen aufzutreten.

Um den furchtbaren Brand gleich im Entstehen zu löschen, kehrte Bonaparte ohne jeden Zeitverlust an der Spitze einer starken Division von Lodi nach Mailand zurück, von wo er, nachdem er alle notwendigen Sicherheitsmaßregeln getroffen, am anderen Morgen nach Pavia, dem Brennpunkte des Aufstandes, abging. Das Dorf Benasco, welches sich gegen Lannes zur Wehr gesetzt hatte, wurde mit stürmender Hand genommen, geplündert und verbrannt, die Einwohnerschaft niedergemacht. Bonaparte erschien in eigener Person vor Pavia, wo die Thore eingeschossen, die schlecht bewaffneten Insurgenten mit leichter Mühe auseinandergesprengt und die Anführer sofort hingerichtet wurden. Sie mußten sterben, weil sie die Unabhängigkeit ihres Landes verteidigt hatten. Damit war es aber noch nicht genug. Bonaparte schickte seine Soldaten aus, ließ eine Menge der vornehmsten Einwohner aufgreifen und sie als Geiseln nach Paris führen.

Um für die Zukunft gesichert zu sein, ließ er eine, im schwulstigen, republikanischen Stile abgefaßte Prokla-

mation drucken und in Tausenden von Exemplaren an die Einwohner verteilen. In derselben setzte er denselben die Größe des Verbrechens, ihr eigenes Land zu verteidigen, weitläufig auseinander, und drohte allen, die es wagen würden, sich seinen Befehlen zu widersetzen, mit Feuer und Schwert.

Einige Wochen später entstand ein Aufstand in den sogenannten kaiserlichen Lehen und ein anderer in der Stadt Lugo. In beiden Fällen wurden die Anführer vor ein Kriegsgericht gestellt, rasch verurteilt und sogleich erschossen. Lugo wurde mit Sturm genommen, geplündert und die männliche Bevölkerung niedergemacht. In seinen Depeschen nach Paris an das Direktorium aber schilderte Napoleon die Größe des Verbrechens und die Milde der Franzosen, denn nach seiner Meinung hätten auch die Weiber und Kinder erschossen werden müssen.

Als im Jahre 1813 und 14 die Verbündeten das französische Gebiet betraten, sprach Bonaparte aus einem anderen Tone. Er nahm das Recht seiner Unterthanen, ihr Land zu verteidigen, im vollsten Umfange für sich in Anspruch und forderte die Einwohner in verschiedenen Proklamationen auf, sich mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen zu bewaffnen und die Eindringlinge wie Wölfe totzuschlagen. Und doch waren die Verbündeten gezwungen, einem Feinde, der ohne Grund in ihre Länder gefallen, im eigenen Lande den Krieg zu machen, um die Menschheit von einem zweiten Attila zu befreien.

Aber so ist es mit den Franzosen zu allen Zeiten gewesen. Sie nehmen sich das Recht heraus, ihre Nachbarn ohne allen Grund anzugreifen, ihre Städte zu plündern und in Asche zu legen, die Einwohner fortzuschleppen und Greuel auf Greuel zu häufen, aber wenn sie selbst

angegriffen werden, angegriffen, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, dann schreien sie über Barbarismus, und wenn ihnen ein hölzerner Löffel genommen wird, dann sind alle Zeitungen voll von dem Diebssinne ihrer Feinde.

In den letzten Kriegen hätten die Deutschen alles Gold und Silber, alle Wert- und Kunstgegenstände aus Frankreich hinwegführen können, ohne eine genügende Entschädigung für den Raub zu haben, den die Franzosen an Deutschland verübt. Wer kann alle die Millionen aufzählen, die sie als Kontributionen aus Deutschland wegschleppten! Hätten im Jahre 1870 die Deutschen Rache nehmen wollen, so hätten sie Paris und alle eroberten Städte in Brand gesteckt, und dieses bloß, um für die verbrannte Pfalz eine Genugthuung zu haben. Wenn sie fortfahren, Deutschland zu verunglimpfen, dann kann das noch nachgeholt werden. Man braucht nur die massenhaft verbreiteten Assignaten der französischen Republik zur Einlösung vorzulegen, so hat Frankreich nicht genug Geld, um eine Schuld zu zahlen, die es frevelhaft bei uns gemacht. Wir wünschen nicht, daß es dazu komme, aber wir fürchten, daß es die Franzosen selbst so wollen.

Als Bonaparte den Aufstand niedergeworfen, vertagte er die Rache am Papste noch eine Weile. Zuerst sollte der österreichische General Beaulieu noch mehr geschwächt werden. In dieser Absicht rückte er gegen Brescia vor. Es hatte den Anschein, er werde bei Peschiera, wo der Mincio aus dem Gardasee tritt, über den Fluß gehen oder nordwärts an diesem See hinauf und um denselben herumgehen und die österreichische Stellung in der rechten Flanke fassen. Beaulieu traf in diesem Sinne seine Verteidigungsanstalten, aber schnell wie der Blitz änderte Bonaparte seine Dispositionen und warf sich auf das

Centrum seines Gegners bei Borghetto, einer Stadt, die etwa zehn Meilen unterhalb Peschiera am Mincio liegt und eine Brücke über den Fluß hat.

Ein österreichisches Corps, welches die Stadt zu decken suchte, wurde am 30. Mai von Bonaparte angegriffen und zur Flucht gezwungen. Die Fliehenden hatten die Absicht, die Brücke zu zerstören, aber die Franzosen folgten ihnen dicht auf den Fersen, und unter dem Schutze eines heftigen Artilleriefeuers gelang es ihnen, den abgetragenen Teil wieder herzustellen und über dieselbe in die Stadt zu ziehen.

Leopold und Peter hatten mit in den vorderen Reihen der Verteidiger gestanden und ihre volle Pflicht gethan, aber gegen die Übermacht konnten sie nichts ausrichten, sondern mußten sich eiligst nach Valeggio zurückziehen, wo Beaulieu seine Hauptquartier hatte. Er mußte es in der höchsten Eile räumen und sich mit seinen Truppen hinter die Etsch zurückziehen. Er weinte bittere Thränen, als man ihm sagte, es seien fünfhundert Gefangene und wertvolle Siegeszeichen in den Händen der Franzosen zurückgeblieben.

Der linke Flügel der Österreicher war vom Centrum abgeschnitten worden. Als Sebottendorf, der ihn befehligte, den unerwarteten Kanonendonner hörte, setzte er sich unverzüglich in Marsch. Bonaparte war dem Obergeneral Beaulieu gefolgt und hatte das eben verlassene Valeggio bezogen. Kaum hatte er sich hier festgesetzt, als Sebottendorfs Ulanen und Husaren vom Vortrab hineinsprengten. Hätten sie gewußt, wie es stand, so wäre Frankreichs Ruhm an diesem Tage zu Grabe getragen worden. Bonaparte befand sich im Wirtshause und hatte nur ein kleines Gefolge bei sich. Rasch eilte man zu den Waffen, verschloß die Thore des Wirtshauses und machte sich zur

Verteidigung bereit. Bonaparte aber warf sich auf sein Pferd und entkam durch den Garten zu der Division Massena. Sebottendorf wurde von schnell herbeigeeilten Franzosen sofort angegriffen und hatte Mühe, seinem Obergeneral zu folgen.

Diese persönliche Gefahr bestimmte Bonaparte, aus allen treuen Soldaten ein Guidencorps zum Schutze seiner eigenen Person zu bilden. Später wurden daraus die berühmten Garden.

Mit blutendem Herzen mußten sich die Österreicher nach Tirol zurückziehen; nur auf den Festungen von Mantua und auf der Citadelle von Mailand wehten noch die kaiserlichen Fahnen. Mailand war leicht zu nehmen, Mantua aber konnte fast nur durch den Hunger bezwungen werden.

Bonaparte blockierte sie und besetzte zugleich die Stadt Verona, wo sich der französische Kronprätendent, der spätere Ludwig XVIII., unter dem Schutze der Republik Venedig aufhielt. Sie hatte von der französischen Republik die Erlaubnis erhalten, ihn in Verona zu beherbergen, aber Bonaparte achtete diese Erlaubnis nicht, sondern ließ der Republik Venedig sagen, wenn er sich vor seiner Ankunft nicht entfernt habe, so werde es die Folgen zu tragen haben. Venedig, welches sonst mit Frankreich auf immer gutem Fuße stand und die Republik anerkannt hatte, geriet in Angst und kündigte dem Prinzen das Gastrecht. Der erlauchte Verbannte, welcher sich in Verona für ganz sicher hielt und nicht das geringste gethan hatte, um sich eine solche Maßregel zuzuziehen, that Einsprache gegen diese Verletzung der Gastfreundschaft. Er forderte, daß vor seiner Abreise sein Name aus dem goldenen Buche der Republik getilgt und die Rüstung, welche Heinrich IV.

der Republik Venedig zum Geschenke gemacht hatte, an ihn, den Enkel des Gebers, zurückgegeben werde.

Man wich mit der Antwort aus, und der künftige Monarch von Frankreich verließ am 21. April 1796 seine Stellung, um sich zur Armee des Prinzen von Condé, wo er als gewöhnlicher Streiter kämpfen wollte, zu begeben. Die übrigen französischen Emigranten, welche in Italien eine Zuflucht gefunden hatten, machten sich bei den Siegen Bonapartes ebenfalls eiligst aus seinem Bereiche.

Bonaparte nahm die venetianischen Orte, die ihm paßten, achtete aber noch die Neutralität des übrigen Teils, weil ihm dieser später von selbst zufallen mußte.

Nun ging er nach Mailand zurück, um die Früchte seines Sieges zu ernten. Sie fielen ihm, sozusagen, von selbst in den Schoß, denn der König von Neapel, der in seiner Verbindung mit Österreich starke Verluste gehabt hatte, verlangte einen Waffenstillstand. Das kam dem Bonaparte natürlich recht, denn er wurde sechzigtausend Mann Feinde los, die ihm gefährlich werden konnten. Ein neapolitanischer Gesandter unterhandelte in Paris den Frieden, und die sechzigtausend Mann kehrten gegen den Willen der Königin, — einer Schwester der hingerichteten Königin Marie Antoinette — in die Heimat zurück.

Ferrara und Bologna, welche zum Gebiete des römischen Stuhles gehörten, wurden besetzt, vierhundert päpstliche Soldaten zu Gefangenen gemacht. Der Papst, welcher sich bisher ruhig verhalten hatte, sah mit Schrecken, daß es jetzt über seine Länder hergehen werde; er schickte den spanischen Minister Azara ab, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln.

Nichts konnte dem Bonaparte erwünschter kommen; er durfte jetzt den Norden Italiens nicht von Truppen

entblößen, denn dort kamen stets frische deutsche Truppen an. Die Engländer waren eben im Begriffe, die Insel Korsika zu räumen, und die sechstausend Mann, die dort überflüssig wurden, konnten mit leichter Mühe nach Italien herübergeschafft werden.

Der nachgesuchte Waffenstillstand lag also in Bonapartes Vorteil, aber der Papst sollte vorläufig bluten; nachher konnte man noch immer nach Belieben mit ihm verfahren.

Bonaparte forderte einundzwanzig Millionen Franken in barem Gelde, beträchtliche Lieferungen an Fourage und anderen Vorräten, die Abtretung von Ankona, Bologna und Ferrara, und hundert der schönsten Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke, nach der Wahl des die französische Armee begleitenden Künstlerausschusses. Der Papst war gezwungen, auf diese Forderungen einzugehen.

Nun kam die Reihe an den Herzog von Toskana. Er war der erste von den Fürsten gewesen, welcher die französische Republik anerkannte; es schien also durch die Gerechtigkeit geboten, ihn zu schonen, aber Napoleon nahm ohne Bedenken den großherzoglichen Seehafen Livorno in Besitz und vernichtete alle englischen Waren, welche seine Unterthanen eingeführt hatten. Bonaparte hatte die Absicht gehabt, die englischen Schiffe im Hafen aufzuheben, aber die Kapitäne erhielten so frühe Nachricht von seiner Absicht, daß sie sich noch zeitig flüchten konnten.

Trotzdem Napoleon den ganzen Handel des Landes zerstört hatte, mußte ihn der Großherzog zu Florenz ehrenvoll empfangen.

Zu Florenz erhielt Bonaparte die Nachricht von dem Falle der Citadelle von Mailand und hatte die Ungezogenheit, dem Großherzoge zu sagen, sein Bruder, der Kaiser, habe jetzt seine letzte Besitzung in der Lombardei verloren.

Es war wirklich so, aber die Österreicher waren zähe und hatten nicht die Absicht, den Krieg aufzugeben. Sie sahen ja alle Tage, wie es den eroberten Ländern ging. Man legte ihnen unerschwingliche Kontributionen auf, welche teils für die Armee, teils für die Generäle verwendet wurden und sog die Länder bis auf den letzten Blutstropfen aus.

In Österreich war man geneigt, dem General Beaulieu all die erlittenen Nachteile in die Schuhe zu schieben. Man übergab deshalb dem General Wurmser den Oberbefehl in Italien und wies ihn an, mit dreißigtausend Mann, die von der Rheinarmee genommen werden sollten, Tirol zu durchziehen, dort noch mehr Mannschaften auszuheben und sich mit Beaulieu zu vereinigen, um wieder nach Italien zu ziehen.

Ehe er ankam, mußte sich Mantua in französischen Händen befinden. Ein Versuch, die Stadt und die Burg nächtlich zu überrumpeln, mißlang. Er eröffnete deshalb die Laufgräben und forderte den Kommandanten auf, die Stadt und Festung zu übergeben; aber dieser gab zur Antwort, er habe den Befehl, beide auf das äußerste zu verteidigen. Bonaparte ließ hierauf so viel Geschütz, als er in den benachbarten Städten finden konnte, nach Mantua bringen und das Bombardement beginnen. Zu Hunderten flogen die glühenden Kugeln in die Stadt. Die Belagerten wagten mehrere Ausfälle, welche zurückgeschlagen wurden. Bonaparte ließ verschiedene Male Sturm laufen, wurde aber blutig abgeschlagen.

Noch war die Stunde für Mantua nicht gekommen; er beschäftigte sich deshalb einstweilen mit Auferlegung und Einziehung von Kontributionen, Revolutionskomitees einzusetzen und die Welt in Verwirrung zu bringen.

---

## V.

Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß die französische Republik nicht allein die Italiener mit ihrem Freiheitsschwindel beglückte, sondern auch den Rheinstrom mit ihren Heeren überzog. Nur stand an diesem Flusse kein Bonaparte, und infolge dessen war das Kriegsglück nicht ausschließlich an die republikanischen Fahnen geknüpft.

Hier schlug sich der mit großem kriegerischen Talente ausgerüstete Erzherzog Karl mit den französischen Generälen Moreau und Jourdan herum. Der Operationsplan des französischen Direktoriums im Feldzuge von 1796 war in größtem Maßstabe von Carnot entworfen, von Napoleon und Moreau geprüft und gebilligt.

Österreich, der hervorragendste Feind Frankreichs auf dem Festlande, sollte gänzlich von der Erde vertilgt werden. Bonaparte sollte Italien nehmen, Moreau und Jourdan über den Rhein gehen und sich in Tirol mit Bonaparte verbinden. Von dort wollte man vereint nach Wien gehen und dem Kaiser unter dem Wällen seiner Hauptstadt die Gesetze des Friedens zu diktieren.

Der Rhein, bisher als Grenze zwischen den beiden Nationen betrachtet, — wurde von den siegenden Franzosen bei Neuwied und Kehl überschritten; sie durchzogen das östliche Deutschland in einer fast sechzig Stunden breiten Fronte. Moreau hatte den Lech bereits hinter sich und stand im Begriffe, seinen ersten Flügel durch die Tiroler Pässe mit Bonaparte in Verbindung zu setzen.

Die beiden Armeen, von denen jede etwa fünfundsiebzigtausend Mann zählte, setzten ganz Deutschland in Schrecken; der österreichische General Wartensleben wurde von Jourdan aus allen Stellungen vertrieben, und der kriegerische Erzherzog konnte sich gegen Moreau nicht behaupten. In diese Lage war er hauptsächlich durch die Absendung von Wurmser mit fünfunddreißigtausend Mann nach Italien versetzt worden. Allein der Erzherzog verlor den Mut nicht. Um Moreau die Spitze bieten zu können oder ihn wenigstens im Schach zu halten, wagte er ein kühnes Manöver. Er ließ einen Teil seiner Streitkräfte zurück und marschierte mit dem übrigen Teile rechts ab, um sich mit Wartensleben zu vereinigen. Seine, den Franzosen abgelernte List, gelang vollkommen. Jourdan erlitt eine so totale Niederlage, daß er sich in Unordnung zur Flucht wenden mußte. Die deutschen Bauern griffen allenthalben die fliehenden Franzosen an und brachten ihnen empfindliche Verluste bei. Moreau, dessen linker Flügel von Jourdan gedeckt worden war, konnte nun seine Stellung nicht länger behaupten, sondern mußte sich zurückziehen. Wie wenig förderlich dieses auch der französischen Sache war, so diente die Niederlage doch dazu, den Stern Napoleon Bonapartes noch heller leuchten zu lassen.

Als Wurmser mit seiner Vorhut zu Trient, dem österreichischen Hauptquartier ankam, schrieb Bonaparte nach

Paris um Verstärkungen oder um das Vorgehen der beiden Generäle Moreau und Jourdan. Wir wissen, daß letzteres nicht mehr möglich war.

Wurmser, der jetzige Obergeneral, hatte achtzigtausend Mann bei sich, war also dem Bonaparte doppelt überlegen. Leider beging Wurmser einen großen Fehler, indem er seine Armee so weit auseinanderzog, daß sie kaum miteinander in Verbindung bleiben konnte. Sein rechter Flügel unter Quasdonowich, dem Fürsten Reuß und dem General Öskay wurde in das Thal der Chiesa hinabgeschickt, um Brescia zu besetzen und den Franzosen den Rückzug nach Mailand abzuschneiden. Der linke Flügel unter Melas sollte auf beiden Ufern der Etsch nach Verona gehen, das Centrum, von Wurmser selbst angeführt, in südlicher Richtung am linken Ufer des Gardasees hinabziehen, um das von den Franzosen besetzte Peschiera zu nehmen und Mantua zu entsetzen.

Einem gewöhnlichen Feinde gegenüber wären diese Dispositionen vortrefflich, ja unfehlbar gewesen, aber Napoleon entdeckte sogleich, daß durch die Entsendung der Division Quasdonowich in das Thal der Chiesa der breite, von einer französischen Flotille beherrschte Gardasee zwischen dem rechten Flügel und den übrigen Teil eingeschoben wurde, so daß das Centrum und der linke Flügel von Quasdonowich nicht mehr unterstützt werden konnten. Sie konnten nicht einmal von ihrem Marsche und ihrem Schicksale etwas erfahren.

Sofort beschloß er, den Quasdonowich gesondert anzugreifen, und zu diesem Zwecke seine sämtlichen Streitkräfte zu vereinigen. An die Belagerer von Mantua erließ er den Befehl, die Belagerung aufzuheben und sich in Eile zu ihm zu begeben.

In der Nacht vom 31. Juli begann Bonaparte seine Operationen. Mit überlegener Macht warf er sich auf den rechten Flügel und erfocht durch seine Blitzgeschwindigkeit einen Sieg.

Wurmser, welcher wegen seines rechten Flügels besorgt war, marschierte am 3. August mit zwei Divisionen gegen die französischen Divisionen an, um seinen rechten Flügel aufzufinden. Ein Corps Massenas wurde von den Österreichern geschlagen und verlor seinen General und seine Artillerie, aber der österreichische General zog seine Schlachtlinie zu weit auseinander, wodurch es dem Franzosen gelang, dieselbe zu durchbrechen und die Österreicher rechts und links in die Flanke genommen wurden. Auch auf anderen Punkten erlitten die Österreicher Niederlagen. Wurmser war so total geschlagen, daß er mit den Resten seiner schönen Armee nur mit Mühe seine frühere Stellung wieder erreichte. Vierzigtausend Mann waren tot, gefangen, zersprengt.

Lange haben wir nichts mehr von Leopold und Peter gehört. Leopold war noch von Beaulieu zum Kapitän erhoben worden. Peter galt allgemein als sein Bursche. Als Österreicher war Leopold eben so unbeugsam, wie die Generäle seines Landes. Der junge, sechsundzwanzigjährige Bonaparte hatte sie so oft geschlagen, daß man hätte glauben sollen, ihr Mut sei geschwunden, aber nichts konnte sie beugen. Wurmser brach mit zwanzigtausend Mann aus Tirol hervor, um Mantua zu entsetzen; aber er zog von Trient aus durch das Thal der Brenta. Bonaparte ließ dreitausend Mann unter dem General Kilmaine zurück, um Mantua zu decken; er selbst aber marschierte mit seiner Hauptmacht nach Roveredo, wo Davidowich mit fünfundzwanzigtausend Österreichern stand, um Tirol zu decken.

Am 4. September griff Bonaparte Roveredo an. Vorher erstürmte er das Lager von Mori, wo die Österreicher einen verzweifelten und durchaus heldenmütigen Widerstand entgegensetzten. Der Kampf fand auf beiden Ufern der Etsch statt. Die Österreicher thaten alles, was in ihren Kräften stand, aber es schien, daß das Geschick sich gegen den alten Kaiserstaat verschworen hatte, denn alle Tapferkeit, aller Mut und alle Anstrengungen waren vergebens. Der Vaterlandsfreund kann sich eines schmerzlichen Gefühles nicht enthalten, wenn er sieht, wie ein treues, tapferes und starkes Volk seine äußersten Kräfte anstrengt, um die fremde Invasion abzuwehren, aber sich Schritt um Schritt zurückziehen muß.

Von diesen Gefühlen wurde auch der Kapitän Leopold beseelt, als er, in persönlicher Bedrängnis zum Säbel greifen mußte, um sein und seiner jungen Frau Leben zu retten. Er kämpfte vor der Stadt. Zum hundertsten Male flehte er sie an, sich zu entfernen, aber Peter antwortete: „Wir wollen zusammen kämpfen und zusammen sterben!"

„In Gottes Namen dann," sprach Leopold und schlug in die Feinde hinein, als ob er allein berufen sei, sie zurückzutreiben. Manchen traf sein Schwert tödlich; er legte einen Ringwall von Leichen um sich und focht so lange, bis er in das Getümmel der Feinde geriet und Peter von seiner Seite verlor.

Jetzt sah er, wie ein Franzose seinen Säbel gegen sie erhob; blitzschnell war er an ihrer Seite, schlug den Angreifer nieder und zog sie aus dem Getümmel. Die Österreicher zogen sich zurück; mit blutendem Herzen mußte er ihnen folgen. Sie zogen sich auf die feste Stellung von Calliano zurück, wo die steilen Bergwände so nahe an die Etsch treten, daß nur ein Paß von vierzig Klaftern

übrig bleibt, der rückwärts durch ein Dorf, ein festes Schloß und eine über dem Felsen angebrachte feste Schanze gedeckt war; aber auch diese Stellung wurde genommen, denn Bonaparte war einmal im Glücke; alle Hindernisse konnten ihn nicht zurückhalten. Sechstausend Gefangene und fünfzehn Geschütze waren die Früchte dieses Sieges.

Den Trümmern des Heeres von Davidowitz blieb nichts anderes übrig, als sich nach Tirol zurückzuziehen. In dem kleinen Dorfe Lavisa, am Fluße gleichen Namens, blieben sie stehen, aber auch aus dieser Stellung wurden sie vertrieben.

Bonaparte hatte vor den Tiroler Scharfschützen großen Respekt, und er wollte alles vermeiden, um mit ihnen in Krieg zu geraten, gleichwohl wollte er ihr Land besitzen. Deshalb erließ er an das Volk eine Proklamation, in welcher er sie mit Schmeicheleien überschüttete und nur von ihnen verlangte, daß sie die Republik anerkännten, es sollte ihnen kein Haar gekrümmt werden.

Sie entgegneten ihm, daß sie dem Hause Österreich unter allen Umständen treu bleiben würden, besetzten alle Pässe und häuften über den Straßen eine Menge von Steinen, Felsen und Bäumen auf, mit welchen sie die Franzosen erschlagen wollten.

Bonaparte beeilte sich, dem General Wurmser zu folgen und ihn wo möglich ganz niederzumachen. Bei Bassano kam es zur Schlacht und sie fiel so unglücklich für Wurmser aus, daß er nur durch die Dazwischenkunft des Kapitäns Leopold vor der Gefangenschaft und dem Verluste der Kriegskasse gerettet worden. Von seinen sechzigtausend Mann blieben ihm nur sechzehntausend; sein Geschütz, sein Gepäck, alles war verloren. Dazu war ihm der Rückzug abgeschnitten.

In voller Verzweiflung war er nahe daran, sich dem

Sieger zu ergeben, aber seiner Vaterlandsliebe empörte sich dagegen, und Leopold riet ihm an, sich mit dem Reste seiner Truppen nach dem von den Franzosen wieder belagerten Mantua durchzuschlagen.

Um diesen Entschluß durchzuführen, mußte er über die Etsch gehen, aber alle Punkte waren besetzt. Bei dem Dorfe Albarado befand sich eine Fähre. Sein Corps war noch zu beträchtlich, um mit derselben den Übergang zu wagen, aber er schickte zwei Schwadronen, die von Leopold angeführt wurden, hinüber, um auszukundschaften, wie sie in die Festung gelangen konnten. Leopold traf jenseits des Stromes auf eine Abteilung Franzosen, welche die Brücke von Legnano bewacht hatten und nun nach Verona beordert waren, weil man fürchtete, daß Wurmser dort einen Übergang versuchen würde.

Leopold griff dieses Corps mutig an und machte einen großen Teil desselben nieder. Da die Brücke bei Legnano jetzt unbewacht war, so trat Wurmser am 12. September dorthin seinen Marsch an. Bei Corea traf er auf die Truppen der Generäle Murat und Pigeon; aber Wurmser griff sie mit einer solchen Heftigkeit an, daß sie auseinanderstoben und ihm das Dorf überließen. In diesem Augenblicke kam Bonaparte an, welcher sich persönlich überzeugen wollte, ob die Veranstaltungen getroffen seien, um Wurmser vollständig zu vernichten. Er hatte es nur dem Glücke und der Schnelligkeit seines Pferdes zu verdanken, daß er nicht gefangen genommen wurde.

Wurmser kam bald nachher auf denselben Fleck; als er hörte, daß Napoleon entflohen sei, gab er Befehl, ihn nach allen Richtungen zu verfolgen und ihn wo möglich lebendig einzufangen. Die Reiter sparten keine Mühe, aber Bonaparte war entkommen. Wurmser marschierte

mit seinen Truppen die ganze Nacht und es gelang ihm, bei dem Dorfe Villa Impenta sich einer Brücke über die Molinella zu bemächtigen.

Eine Abteilung französischer Reiterei, die man ihm nachgeschickt hatte, um seinen Marsch aufzuhalten, wurde von den österreichischen Reitern in Stücke gehauen. Am 14. September machten seine Kürassiere eine Abteilung französischer Infanterie nieder. So erreichte er Mantua, wo Leopold ihm entgegen kam und ihn zwischen der Vorstadt St. Georg und der Citadelle in ein Lager führte; aber schon am 15. September erschien Bonaparte und nahm die Vorstadt, so daß sich Wurmser mit seinen Leuten in die Festung begeben mußte. In dieser sah es schrecklich genug aus. Der Feind hatte die Vorstadt St. Georg und die Citadelle La Favorite im Besitze. Die Besatzung, welche sich noch um Wurmsers Leute vermehrt hatte, mußten täglich bereit sein, sich einem stürmenden Feinde entgegenzuwerfen; es wurde eigentlich fortgesetzt gekämpft, und es herrschten im Innern der Festung die schrecklichsten Zustände. Durch die Seen und das Sumpfwasser waren ansteckende Krankheiten entstanden, so daß nicht weniger als neuntausend Mann krank in den Spitälern lagen. Die belagernden Franzosen waren von den ansteckenden Krankheiten nicht ausgenommen, aber sie standen mit dem offenen Lande in freier und ungehinderter Verbindung und konnten sich Lebensmittel nach Belieben verschaffen; die Belagerten aber waren auf die Vorräte angewiesen, die sich in ihren Mauern befanden. Diese wurden von Tag zu Tag geringer, und bald mußte man die Mundportionen verringern. Mit Schrecken sahen sie der Zeit entgegen, wo sie das Notwendigste entbehrten.

Eines Tages, als Leopold und Peter mit pulver-

geschwärzten Gesichtern von einem Ausfalle zurückkehrten, wurden sie von Wurmser mit betrübten Gesichtern empfangen.

„Leopold,“ sprach der General, „mir fehlt es wahrlich nicht an Mut, aber die Tage nahen sich, wo sich das Gespenst der Hungersnot auf unseren Nacken setzt. Wir haben mit dem Mute der Verzweiflung gekämpft und jeder von uns hat seine volle Schuldigkeit gethan, aber das Unglück verfolgt uns, und es hat den Anschein, als ob die Eroberer die civilisierte Welt ganz in Besitz nehmen sollten. Heute habe ich die Nachricht erhalten, daß Marmont, der Adjutant Napoleons, dem Direktorium die eroberten Fahnen übergeben und sich dabei folgendermaßen geäußert hat: „Im Laufe eines einzigen Feldzuges ist Italien erobert, sind drei starke Armeen aufgerieben, mehr als fünfzig feindliche Fahnen genommen worden, vierzigtausend Österreicher haben das Gewehr strecken müssen, und alles dieses ist das Werk einer Armee von nicht mehr als dreißigtausend Franzosen und eines Generals, der kaum sechsundzwanzig Jahre alt ist.“

„Leider hat der Mann die Wahrheit gesprochen, aber die Millionen vergessen, die als Kontributionen erpreßt worden sind. Was bleibt uns übrig, als uns in unser Schicksal zu ergeben und zu verhungern.“

„Mein General,“ antwortete der Kapitän, „betrachten wir die uns vorbehaltenen Leiden als eine Prüfung, die uns auferlegt wird. Wir haben unsere Schuldigkeit gethan. Vielleicht werden sich die Leiden noch vergrößern, aber es ist nicht anzunehmen, daß der vom Himmel gefallene Stern ewig leuchten wird. Alle großen Eroberer finden mit der Zeit ihr Ende und so wird es auch dem Bonaparte gehen. Gott läßt eine ruhmreiche Dynastie, wie die

des österreichischen Kaiserhauses nicht so leicht zu Grunde gehen. Halten wir also aus bis zum letzten Atemzuge."

„Wer schafft mir Speisen, um meine Leute zu ernähren?"

„Wenn es mir erlaubt ist, zu reden, so möchte ich einen Vorschlag machen."

Wurmser nickte.

„Wir haben eine große Anzahl von Artilleriepferden. Wenn wir sie schlachten und einsalzen, so hören sie auf zu fressen und unsere Leute sind auf lange versorgt. Behalten wir sie, so fressen sie die Vorräte auf, die von den Menschen benützt werden können und schließlich verfallen sie doch dem Hungertode."

„Dein Rat ist gut," antwortete Wurmser; „ich will dieses letzte Unterpfand von Italien in Händen behalten, bis Hilfe von Österreich kommt."

Nun begann das Schlachten und Einsalzen der Pferde; dreiviertel aller vorhandenen wurden in Salz gelegt, und die Mannschaft gewann wieder neue Zuversicht; aber unseren Kapitän sollte ein anderes Unglück treffen, Peter wurde krank, das ansteckende Fieber warf ihn aufs Lager.

Leopold verbarg ihn in seinem Zimmer und hütete ihn wie ein Kleinod, aber er mußte den Arzt kommen lassen. Als dieser seinen Zustand untersuchte, erkannte er sein Geschlecht und fuhr zurück.

„Meine Gattin, Marquise de Repeira," sprach Leopold, „um keinen häßlichen Verdacht gegen sich aufkommen zu lassen. Sie hat als wackerer Soldat gekämpft, aber ich möchte das Geheimnis bewahrt wissen, denn sie ist Französin, und wenn sie gefangen genommen wird, ist ihr der Tod sicher."

In diesem Augenblicke trat der General Wurmser

ein, und da er die letzten Worte gehört hatte, so beichtete Leopold ihm die ganze Angelegenheit.

Drohend erhob Wurmser den Finger. „Sie bringen uns eine gewisse Romantik in das Kriegsleben,“ sagte er, „aber das Bivouak und die belagerte Festung sind kein Aufenthalt für ein zartes Weibsbild. Sobald sie hergestellt ist, muß sie fort. Übrigens, Doktor, sehen wir beide ein, wie viel an der Bewahrung des Geheimnisses liegt. Bonaparte und seine Generäle würden auf ihre Hinrichtung dringen. Schweigen wir also!“

Leopold wachte mit einer rührenden Sorgfalt über seine Gattin, und der Arzt versäumte nichts, um sie wieder herzustellen. Nach vier Wochen fühlte sie sich wieder so weit genesen, daß sie in der Stube umhergehen konnte.

Eines Tages trat Wurmser mit einem großen Briefe in ihr Gemach und sprach: „Die Hilfe von Österreich bleibt mir zu lange aus; ich muß einen Boten an den Hof senden, damit der Zuzug beschleunigt wird, und Sie habe ich dazu ausersehen. Wollen Sie die Botschaft übernehmen?“

„Mit Freuden, Excellenz, aber gestatten Sie mir, daß ich meine Gemahlin mitnehme.“

„Das ist mein Wunsch und zugleich ist es mein Befehl, daß sie nicht mehr zurückkehrt, sondern in Wien bleibt. Kommen Sie mit, Kapitän, und nehmen Sie die Gegenstände in Empfang, die Sie unkenntlich machen sollen.“

Leopold ging mit ihm und erhielt zwei Pakete mit Kleidern, welche sie anlegten. Sie mußten selbst lachen, als sie sich im Spiegel sahen, denn Leopold war in einen Bauern aus der Gegend von Mantua verwandelt und Luise de Repeira in eine anmutige Italienerin.

Draußen standen zwei Esel, deren Körbe mit Kastanien und Trauben gefüllt waren. Die Depeschen waren in

zwei Teile geteilt und mit Leder umnäht. Leopold versenkte sie in seine Schuhe, wo sie nicht leicht gefunden werden konnten.

„Zum Überflusse ist hier ein von Bonapartes eigener Hand ausgestellter Paß," sagte Wurmser und überreichte ihm denselben. „Kann passieren. Napoleon Bonaparte," stand darauf.

„Kommen Sie so schnell als möglich zurück," sagte Wurmser und entließ sie. Es war bereits in der Dämmerung und als sie an einem Nebenpförtchen hinausgelassen wurden, war bereits die Dunkelheit eingetreten.

Leopold hatte gehofft, unbeachtet durch die Vorposten der feindlichen Armee zu kommen, aber als sie sich auf Schußweite hinter den Wällen befanden, rief ihnen eine Schildwache zu: „Qui vive!" „Lassen Sie uns ruhig unseres Weges ziehen," sagte Leopold. „Wir haben einen Paß!"

„Sie müssen mit zum Wachtlokale," sagte die Schildwache, nahm die Zügel der beiden Esel und führte sie hinter sich her. Auf der Wache trat ein Sergeant an sie heran und forderte ihre Legitimation. Leopold zeigte den Paß, und der Sergeant legte den Finger an die Mütze, salutierte und sprach ebenfalls: „Kann passiieren!"

Die erste Nacht machten sie erst Halt, als Luise über Schwäche klagte. „Kannst Du nicht noch einige Augenblicke aushalten?" fragte Leopold. „In der Ferne sehe ich Licht. Mit Deiner geschwächten Gesundheit kannst Du nicht im Freien bleiben."

Sie hielt aus, und sie kamen nach einem kurzen Ritte an ein Haus, in welchem Bonaparte für die Nacht ein Unterkommen gefunden; infolge dessen waren alle Fenster beleuchtet, denn Napoleon war eben erst angekommen.

Der Wirt wies sie ab; „er habe hohen Besuch,"

sagte er, „und könne jetzt nicht jeden Bauern aufnehmen." Er ließ sich aber doch erweichen, nachzufragen, ob er die Angekommenen aufnehmen dürfe. Napoleon kam selbst heraus, und als er die hübsche Bäuerin sah, war er damit einverstanden, daß sie die Nacht im Hause blieben. „Es würde eine unnötige Härte sein, sie fortzuweisen," sagte er und begab sich wieder zu seinem Generalstabe.

Beide hatten die Farbe gewechselt, als sie den französischen Obergeneral sahen, und sie dankten Gott, als die Begegnung so gut vorüber ging. Der Wirt gab ihnen zu essen und machte ihnen eine Strohschütte; ein Bett konnte er ihnen nicht geben.

Am folgenden Morgen verließen sie in aller Frühe das Haus und trabten so schnell, als es ihre Eselinnen fertig bringen konnten, weiter, so daß sie mit dem Aufgange der Sonne schon ein weites Stück zurückgelegt hatten. Noch häufig wurden sie angehalten, aber der Paß riß sie aus allen Verlegenheiten; nur beim Übergange nach Tirol fanden sie Schwierigkeiten; aber Leopold trat mit großer Entschiedenheit auf. „Wollt ihr die Folgen auf eueren Nacken nehmen, so haltet mich zurück," sagte er, „aber nehmt euch wohl in acht, daß der kleine Korporal nicht mit euch ins Gericht geht."

Sein zuversichtliches Wesen verschaffte ihm freie Bahn, und als er einmal auf Tiroler Boden war, hatte es keine Not mehr. Ehe er den Brenner hinaufging, stellte er die beiden Esel in einen Stall und schaffte sich zwei Pferde an, mit denen sie rasch von der Stelle kamen. Auf dem weiten Ritte kräftigte sich Luisens Gesundheit wieder, und als sie in Wien ankamen, blühte sie wie eine Rose.

Leopold durfte keinen Augenblick versäumen. Er brachte Luise zu seinen Eltern, versprach, nachher Auf-

klärung zu geben und begab sich in seiner Verkleidung sogleich in die Hofburg, wo er sofort vom Kriegsrate, dem der Kaiser selbst präsidierte, empfangen wurde.

Der Kaiser durchlas die Depeschen und entgegnete: „Unser alter treuer Wurmser hat Unglück gehabt, aber er soll den Mut nicht verlieren, sondern ausharren, bis wir Hilfe bringen, und diese ist schon auf dem Wege. Ich gebe Ihnen einen Tag Ruhe, dann aber kehren Sie auf dem kürzesten Wege und mit den längsten Tagesreisen zurück und sagen Sie ihm, daß sein Kaiser an ihn denkt. Bevor Sie abreisen, werden Sie hier Ihre Depeschen in Empfang nehmen."

Leopold wollte sich empfehlen, aber der Kaiser hielt ihn noch zurück. „Grisca," sagte er, „Wurmser schreibt viel Gutes von Ihnen, und er wünscht, daß Sie an die Stelle eines gefallenen Oberstlieutenants kommen. Ich ernenne Sie dazu und werde Wurmser die Mitteilung machen."

Leopold wollte dem Kaiser die Hand küssen, aber dieser schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Dem Verdienste seine Krone!"

Grisca und seine Frau waren natürlich in hohem Grade erstaunt, als die Italienerin in ihre Stube trat, aber sie erkannten alsbald, daß sie eine Frau von feiner Erziehung war.

„Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen als die Gattin Ihres Sohnes vorstelle," sagte sie. „Ich bin die Marquise de Repeira."

Leopold hatte ihnen seine Heirat mit allen Nebenumständen beschrieben, und sie freuten sich, daß er eine so schöne und vornehme Dame geheiratet hatte, aber der alte Grisca drückte sogleich sein Bedauern aus, daß die Vermögensverhältnisse und die Geburt in einem so großen Gegensatze standen.

„Lieber Vater," antwortete Luise, „Ihr Sohn hat sich meiner zu einer Zeit angenommen, wo er weder meine Geburt, noch meinen Titel und mein Vermögen kannte, und vielleicht muß er sich an den Gedanken gewöhnen, ein armes Mädchen geheiratet zu haben, denn ich stehe auf der Liste der Geflohenen, und mein Vermögen befindet sich in den Händen eines geizigen und verbrecherischen Onkels."

Leopolds Mutter drückte ihr die Hand und sprach: „Danken wir dem lieben Gott, daß mein Sohn Gelegenheit hatte, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Es ist ja nicht absolut nötig, daß jeder eine reiche Frau nimmt. Wollen Sie sich mit unseren kleinen Verhältnissen begnügen, so sind Sie uns herzlich willkommen."

Der alte Grisca versicherte sie ebenfalls seiner innigen Freundschaft und Hochachtung und so war ein angenehmes Verhältnis zwischen ihnen gebahnt. Als Leopold aus der Hofburg zurückkehrte, stellte er sich seiner Gattin und seinen Eltern als Oberstlieutenant vor, was natürlich auf beiden Seiten Freude erregte.

„Morgen muß ich zurück," sagte Leopold, „aber meine Frau bleibt bis nach dem Kriege bei euch. Behandelt sie gut!"

„Wie eine Tochter," sagten beide.

Bald nachher trat ein Schuster ein, der ihm auf kaiserlichen Befehl das Maß nehmen sollte.

Der Tag ging vorüber. Am Abend desselben kam die Meldung, die Insel Korsika, Bonapartes Geburtsort, sei wieder mit Frankreich vereinigt.

Am folgenden Morgen begab er sich in die Hofburg, wo ihm der Kaiser ein paar Stiefel überreichte und ihm sagte, die Depeschen und sein Obristenpatent seien in die Sohlen eingenäht. Vor dem Palaste stand ein flinker

Renner, den ihm der Kaiser zum Geschenke machte. Er nahm denselben am Zügel und leitete ihn zu seiner Wohnung hinüber, wo er von seiner Gattin und seinen Eltern Abschied nahm. Luise zeigte sich viel gefaßter, als man hatte annehmen dürfen. „Hoffentlich wird der Krieg bald vorüber sein," sagte sie, „und dann kommst Du zu Deiner Frau und bleibst bei derselben." Nachdem sie ihm einen herzlichen Kuß gegeben, schwang er sich auf sein Roß und sprengte als italienischer Bauer von dannen.

Auf dem Wege kam er häufig an Truppen vorüber, die auf dem Marsche nach Italien waren. Auf Befehl des Hofkriegsrates wurden an der italienischen Grenze zwei Armeen zum Behufe der Wiedereroberung Italiens und des Entsatzes von Mantua zusammengezogen, die eine in Friaul, wohin sich Quasdonowitz nach der unglücklichen Schlacht von Bassano zurückgezogen, die andere in Tirol. Beide sollten von Alvinzi befehligt werden.

Bonaparte war also gezwungen, sich auf demselben Boden noch einmal zu schlagen, aber er erhielt aus Venedig zwölf Bataillone Verstärkungen und befand sich überhaupt in einer besseren Lage, als im Anfange, denn in dem reichen Lande war es ihm leicht geworden, die Mittel zu einer guten Ernährung und Bekleidung seiner Truppen aufzutreiben.

Leopold hatte das Glück, auf seinem Wege keine Schwierigkeiten zu finden und in verhältnismäßig kurzer Zeit in Mantua anzukommen, wo er von Wurmser mit Begierde erwartet wurde. Gleich bei seiner Ankunft entledigte er sich seiner Stiefel und hielt sie dem Kommandanten mit den Worten hin: „In den Sohlen sind die Depeschen eingenäht."

Wurmser schnitt sie auseinander und zog die Papiere hervor. Nach Durchlesung derselben machte er ein sehr

fröhliches Gesicht und sprach: „Nie wird es anders kommen, und hier, Herr Oberstlieutenant, ist Ihr Patent.“

„Welches mir die Güte meines Generals verschafft hat,“ sagte Leopold.

„Nein, Ihr Verdienst,“ entgegnete Wurmser. „Lassen Sie sich sogleich eine Uniform machen und treten Sie Ihre Stellung an.“

Im Anfange des Monats Oktober trat der General Davidowich seinen Marsch an. Sogleich erließ Bonaparte an Vaubois den Befehl, ihn anzugreifen; den Massena wies er an, gegen Bassano an der Brenta vorzurücken. und dem österreichischen Obergeneral die Spitze zu bieten.

Vaubois griff allerdings an, aber mit schlechtem Erfolge. Nach einer zweitägigen Schlacht mußte er weichen und die Stadt Trient den Österreichern überlassen. Er zog sich in die feste Stellung von Calliano zurück, aber die unübertrefflichen Gebirgsschützen der Tiroler vertrieben ihn auch hier. Massena hatte zwar keine Verluste, weil er sich in keinen Kampf einließ; bei der Annäherung Alvinzis wich er zurück und überließ diesem die Stellung bei Bassano.

Als Bonaparte dieses erfuhr, schäumte er vor Wut und brach sogleich mit der Division Angereau auf, um ihn am Vorrücken und an der Vereinigung mit den übrigen österreichischen Kräften zu verhindern, aber er traf auf einen solchen Widerstand, daß er sich zurückziehen mußte. Er hatte Mühe, seinen Bericht so zu färben, daß das Direktorium an einen Sieg glaubte. Er zog sich nach Verona zurück, während Alvinzi die Höhen von Caldiero besetzte, auf deren linker Seite das kleine Dorf Arcola zwischen Sümpfen liegt. Bonaparte beschloß, den Obergeneral anzugreifen, ehe er sich mit Davidowich vereinigt hatte, aber die Lage war schwierig. Auf seinen Befehl

griff Massena die Höhen während eines Platzregens an und wurde geschlagen. In seinem Berichte an das Direktorium beschönigte Bonaparte seine Niederlage mit der Ungunst der Witterung, aber er gab seinen Plan nicht auf, sondern beschloß, das Dorf Arcola anzugreifen und den Feind zum Fechten zu zwingen. Die Sache war nicht ohne Gefahr, denn sein ganzes Heer konnte in den Sümpfen aufgerieben werden.

Spiegelfechterei und Geheimnis sollten ihm beistehen. Bei einbrechender Nacht standen alle Truppen zu Verona unter Gewehr. Eine Besatzung von fünfzehnhundert Mann blieb unter Kilmaine zurück mit dem Auftrage, die Thore zu schließen und zu verhindern, daß der nächtliche Marsch bekannt würde.

In lautloser Stille traten sie ihren Marsch an, aber rückwärts, als ob er gesonnen sei, Italien zu verlassen; aber dieser verstellte Rückzug wurde bald geändert; sie schwenkten um und zogen an der Etsch hinab, bis nach Ronco, wo sie noch vor Tagesanbruch ankamen. Gegen ihre Gewohnheit hatten sie während ihres Marsches eine solche Stille beobachtet, daß eine allgemeine Überraschung eintreten mußte.

Während der Nacht war bei Ronco eine Brücke geschlagen worden, über welche das Heer über die Etsch ging und sich auf drei Kunststraßen den Sümpfen von Arcola näherte.

Das Dorf und die Brücke über den Bach Alpon waren mit zwei Bataillonen Kroaten und zwei Kanonen, welche die Straße bestrichen, besetzt. Die Franzosen wurden mit einem heftigen Feuer empfangen, so daß sie zurückweichen mußten. Angereau drang mit seinen besten Grenadieren auf die Brücke, von wo sie aber durch

das mörderische Feuer auf ihr Hauptcorps zurückgeworfen wurden.

Alvinzi hielt den Angriff nur für ein Vorpostengefecht und sendete einige Truppen nach dem Sumpfe, um die Dämme und Straßen von den Franzosen zu reinigen. Sie stutzten, als sie die gewaltigen französischen Infanteriekolonnen vor sich sahen, setzten aber gleichwohl mutig den Kampf fort.

Napoleon wollte das Dorf Arcola um jeden Preis nehmen; um seine Truppen zu entflammen, ergriff er eine Fahne und pflanzte sie mit eigener Hand unter furchtbarem Feuer auf die Brücke. Jetzt erhielten die Österreicher Verstärkung und das Feuer wurde so mörderisch, daß sich die hintersten Stürmenden zurückzogen, dann folgten auch die vorderen; aber sie wollten ihren General nicht zurücklassen, sondern trugen ihn durch das Feuer und den Rauch auf dem mit Toten bedeckten Wege zurück.

Bonaparte geriet in einen Sumpf; die Österreicher hatten sich bereits zwischen ihn und seine Truppen gedrängt, und sein Tod und seine Gefangenschaft schienen unvermeidlich. Da bemerkten die Grenadiere die Gefahr und riefen: „Vorwärts, vorwärts! Rettet den General!" Sie griffen nochmals an und vertrieben die Österreicher aus dem brennenden Dorfe. Nichtsdestoweniger wären die Franzosen geschlagen worden, wenn ihnen nicht unerwartete Hilfe gekommen wäre. Ein französisches Corps unter dem General Guieux war mit der Fähre von Alborado über die Etsch gekommen und umging die Stellung der Österreicher im Rücken.

Die Franzosen behielten das Dorf, aber sie hatten es teuer bezahlt. Sobald Alvinzi erfuhr, daß sich eine starke französische Division in seinem Rücken befand, räumte

er die Höhen von Caldiero und ging auf einer unbesetzten Brücke über den Alpon zurück.

Die Schlacht hatte keine Entscheidung gebracht, aber den Mut der Franzosen gehoben und das Selbstvertrauen der Österreicher geschwächt. Am folgenden Tage (16. November) kehrte Napoleon, der bereits über die Etsch gegangen war, zurück und es entstand abermals eine blutige Schlacht; auf beiden Seiten wurden viele Soldaten erschlagen und Gefangene gemacht, aber der Tag brachte keine Entscheidung. Am folgenden Tage wurde der Kampf fortgesetzt, dreitausend Kroaten von den hinter Weiden versteckten Batterien niedergemacht. Später wurde der Kampf außerhalb der Sümpfe auf dem trockenen Boden mit gleicher Wut von beiden Seiten fortgesetzt. Auch heute bediente sich Bonaparte wieder der List, indem er dreißig Leibwächter und vier Trompeter durch den Sumpf gehen und blasen und angreifen ließ, damit die Österreicher glauben sollten, das ganze Heer oder doch ein großer Teil desselben sei über den Sumpf gekommen. Es nutzte nichts, aber die Franzosen bekamen frischen Zuzug, und Alvinzi mußte das Feld räumen und sich nach Montebello zurückziehen. Sie hatten siebentausend Mann verloren, aber auch die Franzosen waren in der dreitägigen Schlacht tüchtig zusammengeschmolzen. Bonaparte schrieb an Carnot: „Nie ist ein Schlachtfeld heftiger bestritten worden. Ich habe fast keine Generäle mehr; ich versichere Sie, daß der Sieg um keinen wohlfeileren Preis errungen werden konnte. Der Feind war zahlreich und verzweifelt entschlossen."

Er hätte hinzufügen sollen: „Hätte ich nicht an beiden Tagen zur richtigen Zeit Hilfe bekommen, so wäre ich jetzt tot oder gefangen."

---

## VI.

Es ist kaum begreiflich, daß Davidowich drei Tage lang in seiner Stellung stehen blieb, ohne sich zu rühren, da er doch den Auftrag hatte, sich mit Alvinzi zu vereinigen. Hätte er dieses gethan, so würde Bonaparte ohne Zweifel geschlagen worden sein. Nachdem jetzt Alvinzi geschlagen war und sich zurückziehen mußte, that er das Gleiche und ging ins Gebirge zurück. Eine Uneinigkeit unter den österreichischen Generälen war nicht zu verkennen. Nach der Schlacht von Arcola standen sich die Franzosen und die Österreicher zwei Monate lang unthätig einander gegenüber, und Bonaparte benutzte die Gelegenheit, eine Armee aus Polen gegen den Papst zu bilden.

Österreich, welches sich mit Halsstarrigkeit gegen den Verlust seiner italienischen Provinzen sträubte, ergänzte unterdessen seinen Ruhm wieder und stellte den General Alvinzi noch einmal an die Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann.

Ein Corps respektabler Freiwilliger zog ins Feld, um die Nationalehre zu retten; ebenso fielen Alvinzi viele

Tiroler zu, obschon Bonaparte erklärte, er würde jeden Tiroler, der ihm in die Hände fiel, erschießen lassen. Sie ließen sich nicht schrecken, sondern betrachteten es als eine heilige Angelegenheit, ihrem Kaiser bis in den Tod beizustehen.

Alvinzi bestimmte nach den Vorschriften des Hofkriegsrates, daß die eine Armee aus Tirol nach Montebaldo, die andere an der Brenta hinabgehen und an der unteren Etsch operieren sollte. Vor der belagerten Festung Mantua sollte dann ihre Vereinigung bewirkt werden. Wenn es ihnen gelang, die Belagerung aufzuheben, dann mußten sich die Franzosen aus Italien zurückziehen.

Wurmser sollte von diesem Plane in Kenntnis gesetzt werden, aber es gelang ihm nicht, in die Festung zu kommen, sondern er wurde von den Belagerern gefangen genommen. Die Depesche, welche er dem General Wurmser zu überbringen hatte, war in eine Wachskugel eingeschlossen, welche er verschlang; aber die Franzosen fanden Mittel, sie wieder an das Tageslicht zu befördern und sie zu lesen. Sie enthielt ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers, in welchem dem General befohlen wurde, sich in keine Kapitulation einzulassen, sondern möglichst lange den Entsatz abzuwarten. Im Falle er gezwungen würde, Mantua zu verlassen, solle er sich keine Bedingungen gefallen lassen, sondern sich einen Weg in die Romagna bahnen und dort den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen übernehmen.

Bonaparte war königlich froh, zu wissen, was ihm bevorstand; er konnte sich nun darnach richten. So traf stets alles zusammen, um dem Korsen eine günstige Lage zu schaffen.

Alvinzi rückte mit der Hauptarmee von Bassano nach Roveredo vor. Provera, der sich in der Schlacht von

Cossaria so tapfer gehalten, befehligte die Divisionen an der unteren Etsch und ging bis Bevi l'Aqua vor, während sein Vortrab unter dem Fürsten von Hohenzollern ein französisches Corps zwang, sich auf das rechte Ufer der Etsch zu begeben.

Am 13. Januar 1797 abends um zehn Uhr erfuhr der zu Verona weilende General Bonaparte, daß Joubert bei La Corona von einer überlegenen Macht angegriffen worden sei und im Begriffe stehe, sich auf die Höhe von Rivoli zurückzuziehen. Sofort begab er sich auf den Marsch und befand sich um zwei Uhr morgens am folgenden Tage auf der Höhe von Rivoli, wo er die Bivouakfeuer des Feindes sehen konnte.

Es sollte sehr bald zur Schlacht kommen; ein französisches Regiment wurde von den Österreichern in die Flucht geschlagen. Napoleon selbst setzte sich zu Pferde, um Verstärkungen herbeizuholen. Er traf auf die vom Nachtmarsche erschöpften Truppen des Generals Massena, welche sich zum Schlafen niedergelegt hatten. Auf seinen Befehl erhoben sie sich sofort und marschierten. Obwohl die Österreicher mit einem Mute und einer Tapferkeit ohne gleichen kämpften, so erlitten sie doch eine Niederlage und befanden sich in der zweifelhaftesten Lage. Napoleon hatte diesen Sieg seinem Genie und der Geschwindigkeit seiner Truppen zu danken.

Bonaparte beauftragte seine Generäle Massena, Joubert und Murat, den Feind zu verfolgen und den Sieg vollständig zu machen. Er selbst ritt nach Roverbella, zwölf Meilen von Mantua. Dort wäre der Entsatz der Festung fast durch eine List gelungen. Am Tage der Schlacht von Rivoli schlug Provera an der unteren Etsch eine Brücke über den Fluß und marschierte sofort auf

Mantua zu. Eines seiner Regimenter trug weiße Mäntel, wie das erste französische Husarenregiment. Keck rückte er vor und in die Vorstadt St. Georg. Man hielt sie für französische Soldaten und war eben im Begriffe, sie einzulassen, als ein alter Soldat, der außerhalb des Walles Holz sammelte, Verdacht schöpfte.

Die Mäntel der Heranziehenden kamen ihm neuer vor, als die französischen. Einem Tambour, der bei ihm war, teilte er diesen Verdacht mit, und da dieser die gleiche Ansicht hatte, so eilten sie in die Vorstadt, machten einen Höllenlärm und riefen zu den Waffen. Die Belagerer richteten ihre Kanonen auf sie und trieben sie in die Flucht.

Provera setzte sich von der Seeseite aus mit Wurmser in Verbindung und beredete mit ihm die Maßregeln zum Entsatze. Am Tage nach der mißglückten Überrumpelung machte die Besatzung der Festung einen starken Ausfall und stellte sich auf der Hochstraße von La Favorite auf; aber Bonaparte, den man schnell benachrichtigt hatte, war wieder da und umzingelte mit seinen siegreichen Scharen Proveras Truppen und griff sie mit einem beispiellosen Mut an, während die ausgefallene Besatzung von dem Blokadecorps in die Festung zurückgedrängt wurde.

Provera mußte sich mit dreitausend Mann ergeben; demselben Schicksale verfiel das Corps, welches er zur Deckung der Brücke zurückgelassen hatte. Die ganze Division war vernichtet; auch Alvinzi verlor sein ganzes Corps.

Nach solchen unglücklichen Ereignissen, wo die Österreicher genötigt waren, sich zurückzuziehen, war auch für Wurmser kein Halten mehr möglich.

Traurigen Herzens ließ er Leopold zu sich kommen und sprach: „Noch für drei Tage kann ich mit einge-

schränkten Rationen meinen Leuten Brot geben. Nach diesen drei Tagen tritt der Hunger ein. Es ist meinem Herzen sehr schmerzlich, daß ich die Festung aufgeben muß. Könnte ich sie mit meinem Tode retten, so wollte ich gerne mein Haupt hergeben; aber was wäre damit geholfen."

„Es ist sehr traurig für uns," antwortete Leopold, „aber es ist alles geschehen und nichts versäumt worden, Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen."

„Du glaubst also, daß wir mit Ehren an die Übergabe denken dürfen?"

„Ich bin davon überzeugt."

„So nimm Klenau zu Dir und unterhandle auf der besten Basis."

Die beiden Offiziere verließen mit einer weißen Fahne die Festung. Bereitwillig öffneten sich die Reihen der Belagerer, und sie begaben sich in das Hauptquartier von Serurier, um wegen der Übergabe zu unterhandeln.

Klenau führte das Wort und sagte, die Festung könne sich noch lange halten, denn sie sei mit Proviant versorgt, aber es sei fraglich, ob Wurmser nachher noch so günstige Bedingungen erhalte.

Ein in seinen Mantel gehüllter Offizier stand in einiger Entfernung, jedoch so, daß er die Unterhaltung hören konnte. Er trat jetzt vor, nahm eine Feder und schrieb die Bedingungen nieder, die Wurmser bewilligt werden könnten. „Meine Herren," sprach er, „Wurmser hat keinen Proviant mehr, denn ein so tüchtiger Offizier unterhandelt erst im letzten Augenblicke. Gleichwohl sollen ihm diese immerhin noch ehrenvollen Bedingungen gehalten werden. Freien Abzug, aber ohne Waffen!"

Klenau erkannte jetzt, daß er mit Bonaparte sprach,

und er willigte in die Bedingungen, denn auf bessere durfte er unter keinen Umständen rechnen.

Am folgenden Tage zog Wurmser mit zwanzigtausend Mann aus der Festung Mantua; nur zehntausend waren noch dienstfähig. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen der alte General diesen letzten Posten in Italien verließ und traurig rückwärtszog.

Serurier zog noch am selben Tage ein; nach seinem eigenen Geständnisse hatte er durch Krankheiten und blutige Ausfälle vor der Festung siebenundzwanzigtausend Mann verloren.

So stand Bonaparte plötzlich größer da, als irgend einer seiner Mitgenerale. Die Welt bewunderte ihn und pries ihn glücklich. Und was fehlte noch zu seinem Glücke? Nichts. Er hatte die Armee aus gewöhnlichen Soldaten zu einem Heere von Helden gemacht, welche keine Strapazen scheuten, Tag und Nacht marschierten und nach einer ermüdeten Nacht am folgenden Morgen gleich auf die Kanonen losgingen. Sie hatten einen Feind besiegt, der bisher an Ausdauer, Zähigkeit und Tapferkeit einzig dagestanden hatte. Er hatte sich ein Offizierscorps erzogen, welches unter allen Umständen ihm treu ergeben war und seine Absichten gewissenhaft unterstützte; seine Generäle waren die besten der Welt. War er früher eifriger Sansculotte und Jakobiner gewesen, so änderte er seine Meinung schon, als Robespierre hingerichtet wurde, und er hatte einen viel zu klaren Verstand, um, trotz seiner Unterwürfigkeit unter das Direktorium, an dessen langen Bestand zu glauben.

Mit dem Papste war er noch nicht in Ordnung; er hatte ihm nur einen Waffenstillstand bewilligt, aber noch keinen Frieden mit ihm gemacht. Um diesen zu erlangen, hatte der Papst einen Bevollmächtigten nach Paris gesandt,

aber die Bedingungen, die ihm gestellt wurden, waren so hart, daß er sie nicht annehmen konnte. Zehn Jahre lang sollte er eine große Menge Getreides liefern, sechs Jahre lang einen Tribut von sechs Millionen römischen Kronen bezahlen, die Häfen von Ancona und Civita-Vecchia für immer an Frankreich abtreten, und die Unabhängigkeit von Ferrara, Bologna und Ravenna anerkennen. Ferner sollte er das Clementinische Museum ausliefern und in Rom einen eigenen französischen Gerichtshof und ein Theater gestatten. Die weltliche Herrschaft des Kirchenstaates aber sollte durch einen Senat und eine Volksversammlung ausgeübt werden.

Zum Überflusse griff das Direktorium noch in seine geistliche Macht ein und machte es ihm unmöglich, sich in die Bedingungen zu fügen. Der Papst beschloß in seiner Verzweiflung, mit dem Hause Österreich gemeinschaftliche Sache zu machen und Waffengewalt zu gebrauchen. Sogleich machte er den Anfang, indem er einen Transport von sechszehn Millionen, die an die französische Kriegskasse abgeliefert werden sollten, wieder nach Rom zurückführen ließ. Pius VI. blieb dabei nicht stehen, sondern machte Anstrengungen, sein Heer zu vergrößern und brachte es durch Vermittelung hervorragender römischer Familien wirklich auf vierzigtausend Mann. Dieses Heer stellte er unter den Befehl Collis, der die sardinischen Truppen mit Auszeichnung befehligt hatte. Die Geistlichkeit regte das Landvolk auf, der Papst suchte Verbindungen mit dem Königreiche beider Sicilien, die dreißigtausend Mann Hilfstruppen nach Rom senden wollten.

Bonaparte ließ den General Victor mit achttausend Mann auf Imola zu marschieren. Die Geistlichen ließen die Sturmglocken läuten und viele Bauern griffen zu den

Waffen; aber was half alle Tapferkeit gegen einen Napoleon! Siebentausend Mann Päpstlicher hielten den Senion südlich von Imola besetzt, aber am Ufer wurden Kanonen aufgestellt, und da der Fluß seicht war, so gingen die Franzosen oberhalb dieser Stellung auf das andere Ufer und griffen die römische Armee im Rücken an. Sie war bald bewältigt und stob auseinander. Unter den Getödteten befanden sich mehrere Mönche, die, mit dem Kruzifixe in der Hand, die Streitenden angefeuert hatten.

Am folgenden Tage wurden gegenüber von Ancona dreitausend von Colli befehligte Truppen zu Kriegsgefangenen gemacht, Ancona genommen.

Am 10. Februar kamen die Franzosen nach Loretto, dem berühmten Gnadenorte. Die Hauptschätze hatte Colli in Sicherheit gebracht, doch fiel den Franzosen noch immer ein Wert von anderthalb Millionen Livres und das Gnadenbild in die Hände.

Der Neapolitanische Hof, welcher dem Papste Beistand versprochen hatte, ließ nichts von sich hören, und der Papst rief vergebens seine eigenen Unterthanen zur Hilfe auf. Allenthalben herrschten Schrecken und Bestürzung, so daß sich der heilige Vater endlich auf Gnade nnd Ungnade ergeben mußte.

Obschon das Direktorium zu Paris dem Papste seine gänzliche Macht nehmen wollte, so beließ ihm Napoleon, von politischen Rücksichten getrieben, doch einen Schatten von Macht. In den Verhandlungen zu Tolentino mußte er die Grafschaft Avignon an Frankreich abtreten, auf die Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna verzichten, dreißig Millionen Livres bezahlen, eine Menge Bilder und Manuskripte abgeben und sich zu anderen schweren Verpflichtungen verstehen.

Bonaparte war jetzt Herr von Italien; nur die Republik Venedig lag noch nicht zu seinen Füßen, aber er sagte ihr kurz und bündig, daß sie sich der Eroberung zu versehen hätte, wenn sie ihm nur das Geringste in den Weg lege.

Österreich, welches so schwer verwundet worden war, dachte noch nicht daran, sich zu ergeben, wenigstens wollte es seine deutschen Erblande bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, und ernannte den Erzherzog Karl, welcher am Rhein so glänzende Resultate erfochten hatte, zum Generalissimus seiner Armee. Nach der Weisung des Hofkriegsrates zu Wien hatte Erzherzog Karl seine Stellung in Friaul genommen, wo er die geschlagenen Truppen von Beaulieu, Wurmser und Alvinzi um sich versammelte. Er war eben damit beschäftigt, die Lücken im Offiziersstande auszufüllen und hatte neue Generäle ernannt. Leopold, der sich während seiner Laufbahn durch stete Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet hatte, wurde ebenfalls als General angestellt, eine Charge, die er sich im Anfange seiner militärischen Thätigkeit niemals zugetraut hatte.

Während Erzherzog Karl auf seine Verstärkungen wartete, zog Bonaparte zwanzigtausend Mann von der Rheinarmee an sich und war dem Erzherzoge dadurch nicht allein strategisch, sondern auch numerisch überlegen, dazu fest entschlossen, den Feind bis unter die Mauern Wiens zu verfolgen.

„Wir müssen den Erzherzog angreifen, ehe seine Verstärkungen eingetroffen sind," sprach er und rückte im Beginn des Monates März gegen das Friaul vor. Massena erhielt den Auftrag, über die Piave zu gehen und den Feind zu einem übereilten Rückzuge auf der Gebirgsseite zu zwingen. Am 11. März schritt er zur Ausführung,

ging über die Piave und an diesem Flusse hinauf in das Gebirge gegen Belluno, indem er das kleine Observationscorps von Lusignan vor sich hertrieb und so lebhaft drängte, daß der Nachtrab desselben sich mit fünfhundert Mann ergeben mußte.

Erzherzog Karl behauptete seine Stellung am Tagliamento. Die Franzosen, von Bonaparte selbst geführt, näherten sich dem rechten Ufer des Flusses und machten Miene, den Übergang mit Gewalt zu erzwingen, aber das jenseitige Ufer war mit Batterien und Infanterie besetzt, und hinter denselben stand in zwei Treffen zahlreiche Reiterei.

Napoleon verschmähte, trotz seines hervorragenden Talentes, niemals eine Kriegslist, die er auch jetzt wieder anwandte. Nachdem er eine starke Kanonade hatte spielen lassen, zog er sich zurück, als wenn er den Versuch aufgebe. Der Erzherzog ließ sich täuschen und ging in sein Lager. Zwei Stunden später erschienen die Franzosen plötzlich wieder am Ufer. Noch ehe die österreichische Armee ihre Schlachtordnung wieder gebildet hatte, warfen sich die ersten Kolonnen in den Fluß und erreichten das jenseitige Ufer. Sie wurden zwar von der österreichischen Reiterei angegriffen und Leopold verrichtete Wunder der Tapferkeit, aber es war bereits zu spät, denn in ungeheueren Scharen kamen die Franzosen herüber und warfen den Erzherzog zurück.

Unterdessen war auch Massena über den Tagliamento gegangen, hatte alle Truppen, die ihm auf seinem Marsche begegneten, niedergemacht und die Pässe der julischen Alpen an der Quelle des Flusses besetzt.

Der Erzherzog sah die Wichtigkeit dieser Stellung ein. Sofort nahm er den General Leopold zu sich und begab sich mit einem Grenadiercorps, welches soeben vom

Rheine kam, an die bedrohte Stelle. Mit der größten Wut warf er sich ihm entgegen und kämpfte mit einer solchen Tapferkeit, daß er in Gefangenschaft geraten wäre, wenn Leopold ihn nicht verschiedene Male aus der Mitte der Feinde herausgehauen hätte. Aber mit aller Tapferkeit war er nicht im stande, der Sache eine andere Wendung zu geben.

Wie bitter es auch dem Erzherzoge war, er mußte sich auf den Rückzug begeben, aber er hoffte in dem Gebirgslande künstliche oder natürliche Stützpunkte zu finden und dem Feinde den Weg in die fruchtbaren Provinzen des Kaiserreiches zu versperren. Der Lisonzo, ein reißender Fluß, schien eines dieser Hindernisse zu bieten, aber die Franzosen fanden selber in der Natur einen Bundesgenossen. Der Strom war durch den Frost seichter geworden und bot an mehreren Stellen Furten, welche von den Feinden zum Übersetzen benützt wurden. Die Stadt Gradisca wurde von Bernadotte durch Sturm genommen, und zweitausendfünfhundert Mann Besatzung mußten sich ergeben. Die Österreicher erlitten, trotz ihrer Tüchtigkeit, Tag um Tag Niederlagen. Die feste Burg von Chiusa-Veneta wurde von Massena genommen und eine ganze Division mit Gepäck, Geschütz und Fahnen wurde eine Beute des Siegers. Die Bergbewohner von Krain, die sich den Österreichern freiwillig angeschlossen hatten, verloren den Mut und gingen nach Hause. Die Franzosen nahmen auch Besitz von Triest und Fiume. In einem Zeitraume von zwanzig Tagen wurden die Österreicher zehnmal geschlagen und der Erzherzog büßte ein Viertel seiner Armee ein; er hatte sich hinter die Muhr zurückgezogen und schien nicht im stande, die Hauptstadt Wien vor dem Feinde zu schützen.

So glücklich die Franzosen gegen die Österreicher waren, so wenig Glück hatten sie gegen die Tiroler, diese treuesten Unterthanen Seiner Majestät des Kaisers von Österreich. Der französische General Joubert stand an der Levisa, jenseits von Trient. Er hatte die österreichischen Generäle Kerpen und Laudon gegen sich, die ihre eigenen Streitkräfte mit Tiroler Landwehr vermehrt hatten.

Sobald die Schlacht am Tagliamento gewonnen war, brach Joubert auf, aber das Direktorium zu Paris schickte die Rheinarmee nicht zu Hilfe, weil es den Ehrgeiz Bonapartes fürchtete. Joubert setzte nun voraus, er könne gänzlich von Napoleon abgeschnitten werden; deshalb wich er dem Feinde aus, um die Vereinigung zu bewirken; er mußte sich aus Tirol zurückziehen. Laudon rückte vor und gewann einen Teil der Lombardei zurück, eroberte auch Triest und Fiume, so daß der Rücken der französischen Armee hart bedroht schien.

Die Venetiner hörten diese glücklichen Züge der Österreicher mit Freuden, sagten sich gänzlich von Frankreich los und begannen den Krieg mit Blutvergießen und Metzeleien in den Städten und Orten des Festlandes, die ihnen sonst zugehört hatten.

In dieser Krisis, welche für die Franzosen äußerst verderblich werden konnte, entschloß sich Bonaparte plötzlich zu einer That, die man bei seinem ehrgeizigen Charakter kaum für möglich gehalten hätte. Er schrieb an den Erzherzog Karl einen Brief, in welchem er den Frieden vorschlug. Er wußte sich in dem Schreiben so viel Menschlichkeit zu geben, daß er einen weniger geübten Politiker, als den Erzherzog leicht hätte täuschen können. Dieser antwortete dem französischen Obergeneral, daß er zu einer solchen Verhandlung vom Hofkriegsrate keinen Auftrag habe.

Nun setzte Bonaparte seinen Vormarsch fort, gewann noch rasch hintereinander verschiedene Schlachten und zog in Graz, die Hauptstadt von Untersteiermark ein.

Der Großherzog zog nun direkt nach Wien, sammelte alle seine Streitkräfte und lagerte sich vor den Wällen der Hauptstadt, um durch eine letzte Schlacht seines Bruders Krone und Reich zu retten.

Bonaparte war unschlüssig; er befand sich mit den Resten seiner hart zusammengeschmolzenen Armee in einem Lande, welches seinem Herrscher treu ergeben war; er mußte fürchten, daß die Ungarn ihren bewährten Enthusiasmus wieder bekommen würden. In Tirol stand alles unter den Waffen, er war von Italien geschieden, der Verlust einer Schlacht war sozusagen gleichbedeutend mit Vernichtung; zudem war Venedig in vollem Aufruhr. Alle diese Vorteile zählte der Erzherzog dem Wiener Kabinette auf, aber hier und in der Stadt, welche so lange keinen Feind mehr vor ihren Thoren gesehen, herrschte Mutlosigkeit, und alles rief nach Frieden. Der Hof geriet zuerst in Alarm; er hatte bereits gepackt und dachte an die Flucht. Unter den Personen, welche bereit waren, sich den Ereignissen zu entziehen, befand sich auch die sechsjährige Erzherzogin Maria Luise, die später des Gewaltigen Gattin werden sollte.

Die Bürgerschaft und der Hof spalteten sich in zwei Parteien; die einen wollten sich bis auf den letzten Blutstropfen wehren, die anderen, und dazu gehörten alle Wohlhabenden, wollten um jeden Preis Frieden, und sie trugen den Sieg davon.

Am 13. April 1797 erschienen im französischen Hauptquartiere die österreichischen Generäle Bellegarde und Merfeld und zeigten Bonaparte an, daß der Kaiser den Frieden wünsche.

Bonaparte war über diesen Wunsch im stillen erfreut, aber er gab sich nicht den Anschein, sondern bewilligte nur einen Waffenstillstand von fünf Tagen, später wurde er verlängert.

Zu Leoben kam ein vorläufiger Vertrag zu stande, der zu Campo Formia weiter präcisiert und erläutert wurde.

Bei den Verhandlungen stellte es sich heraus, daß Bonaparte dem Direktorium zu Paris über den Kopf zu wachsen begann, denn er unterhandelte auf ganz anderen Grundlagen, als das Direktorium wollte. Er hatte die Absicht, Österreich zu einer Macht zweiten Ranges zu degradieren, aber Bonaparte wußte, daß es noch viel zu viel Lebenskraft hatte, um sich darauf einzulassen.

Das Direktorium hatte den General Clarke beauftragt, die Friedenspräliminarien zu vereinbaren, und ihm befohlen, Bonaparte zu überwachen und ihn sogar verhaften zu lassen, falls er Ursache habe, seine Treue gegen die Regierung in Zweifel zu ziehen; aber Napoleon fürchtete ihn so wenig, daß er im Frieden von Leoben seine eigene Unterschrift anbot.

Der Frieden war unterzeichnet, und nun sollte Venedig bluten. Aus der Hauptstadt von Obersteiermark richtete Bonaparte ein Schreiben an den Dogen, in welchem er verlangte, daß der Adjutant, der das Schreiben übergab, die Antwort mitbringen solle, ob die Republik Krieg oder Frieden haben wolle. Er bewilligte ihr nur eine vierundzwanzigstündige Frist, sich seiner Gnade zu unterwerfen.

Junot, welcher in den Sitzungssaal des Senates eingeführt wurde, verlieh dem Willen seines Gebieters in rohen Worten und Ausdrücken einen Nachdruck, welcher

die Angst der Nobili noch verstärkte. Der Senat fertigte eine demütige Bittschrift an, die er durch eigene Abgesandte überbringen ließ.

Bonaparte empfing sie mit einem heftigen Zornausbruche. Ohne auf ihre Bücklinge zu achten, schrie er: „Sind die Franzosen, die ihr gefangen genommen habt, in Freiheit gesetzt?"

Sie erwiderten, sie hätten die im Aufstandskriege gefangenen Franzosen, Polen und Brescianer entlassen.

Bonaparte rief mit steigendem Zorne: „Nicht diese allein; ich will alle haben, auch diejenigen, welche wegen politischer Meinungen in eueren Kerkern sitzen. Ich werde zu euch kommen und die Kerker bei der Seufzerbrücke zerbrechen. Es soll Denk- und Redefreiheit herrschen! Weg mit euerer Inquisition! Wenn die Gefangenen nicht auf der Stelle in Freiheit gesetzt werden, wenn der englische Gesandte nicht entlassen und das Volk nicht entwaffnet wird, so habt ihr den Krieg! Es stand bei mir, nach Wien zu gehen, aber ich habe Frieden gemacht! Ich habe sechzigtausend Mann und zwanzig Kanonenboote! Vom Senate will ich nichts mehr wissen! Ich werde euch Gesetze vorschreiben! Venedig soll an mir seinen Attila haben! Könnt ihr euer Volk nicht entwaffnen, so werde ich es thun! Euere Regierung ist veraltet, sie muß vollends zusammenfallen!"

Die Abgeordneten zitterten bei diesen Ausbrüchen der Wut wie Espenlaub, aber sie hatten noch den Mut, ihm eine Geldbuße anzubieten, denn sie waren daran gewöhnt, daß sich mit Gold alles machen ließ; aber diese Antwort weckte nur seinen Zorn noch mehr.

„Und könntet ihr mir alle Schätze von Peru anbieten, das ganze Land mit Gold belegen, so wäre das

noch keine Sühne für das französische Blut, das treuloserweise vergossen worden ist," gab er zur Antwort.

Am 3. Mai erklärte er der Republik Venedig den Krieg. Seine Truppen erhielten den Befehl, vorzurücken und auf ihrem Wege den geflügelten Löwen von St. Marcus überall zu zerstören.

Die erschrockenen Senatoren machten in Paris beim Direktorium das Anerbieten von zehn Millionen Franken, um ihr Leben zu erkaufen, und sie fanden dort so willige Ohren, daß er den Befehl erhielt, der Senatoren zu schonen; aber das Schicksal wollte es, daß ihm die Korrespondenz über die Verteilung der Gelder in die Hände fiel, und daß er die Mitglieder kennen lernte, die sich hatten bestechen lassen. Das war ihm äußerst angenehm, denn er war nun in der Lage, seinen Willen durchzusetzen, ohne daß sie ihm entgegentreten konnten.

Der Senat von Venedig glich mehr einer Versammlung von alten Weibern, als seinen ehrwürdigen und mutvollen Vorgängern. Er zitterte bei jedem Geräusche. Am 3. Mai waren sie im Dogenpalaste zusammen, um zu beraten. Da ertönten Gewehrschüsse. In der Meinung, die Franzosen seien in der Stadt, sprangen sie auf und eilten von dannen. Aber als sie draußen waren, erkannten sie, daß das Volk sich für Venedig bewaffnete. Die Parteien feuerten aufeinander.

In der Verwirrung und Bestürzung schickte man Fahrzeuge ab, um dreitausend französische Soldaten in die Stadt zu holen. Diese besetzten sofort den Marcusplatz, und sogleich begannen die Unterhandlungen, welche damit endigten, daß Venedig drei Millionen Franken in barem Gelde, ebensoviel an Schiffsgeräten bezahlen mußte. Außerdem mußten sie drei völlig ausgerüstete Kriegsschiffe und

zwei Fregatten abtreten. Zuletzt wurden noch zwanzig Gemälde und fünfhundert Manuskripte gefordert. Im übrigen ließ Bonaparte Gnade walten.

Als die Republik Venedig gestürzt war und von Frankreich Befehle annehmen mußte, ging Napoleon nach Montebello, wo er im Vereine mit seiner Gattin einen so glänzenden Hof hielt, wie er kaum bei Kriegen zu finden ist. Dort gab es alle erdenklichen Vergnügungen und die Gesandten aller unterworfenen Staaten beeilten sich, ihm ihre Huldigungen darzubringen.

Um diese Zeit teilte sich die Bürgerschaft der Republik Genua in zwei Parteien, die eine, welche der alten aristokratischen Regierungsform treu bleiben wollte, und die andere, welche es mit den neuen Ideen hielt und nach französischem Muster Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einführen wollten.

Die Freigesinnten steckten französische Fahnen auf, besetzten das Arsenalthor und den Hafen und hielten sich für die Herren der Stadt; aber sie wurden von bewaffneten Bauern angegriffen und bewältigt. Die Sieger griffen die in Genua wohnenden Franzosen an, mißhandelten sie und warfen sie in die Kerker.

Das gab dem Bonaparte ein angebliches Recht, sich um die Regierungsform der Genuesen zu bekümmern. Er würde es freilich auch ohne dieses Ereignis gethan haben.

Er sandte seinen Adjutanten La Valette nach Genua und ließ den Gewalthabern sagen, er werde ohne Verzug mit einem Teile seines Heeres vor die Stadt rücken, wenn nicht die Gefangenen freigelassen, die Aristokraten entwaffnet und mit der Staatsform nicht solche Veränderungen vorgenommen würden, wie sie dem General genehm seien. Der Doge und zwei Beamte vom höchsten Range begaben

sich nach Montebello. Dort bekamen sie die Grundzüge einer Demokratie, wie sie Bonaparte für passend fand, sonst aber verfuhr er milde, weil er, seiner Aussage gemäß, eine Vorliebe für Genua hatte. Überall änderte er die Regierungsform.

Die Verhandlungen mit Österreich waren noch nicht abgeschlossen, fortwährend wurde unterhandelt und endlich die Grenzen beider Reiche festgesetzt. Mantua wurde den Österreichern zuerkannt, aber das französische Direktorium wollte Mantua behalten. Bonaparte zeigte sich friedlich, aber er setzte es nicht durch, daß die so lange belagerte und endlich eroberte Festung an Österreich kam, dagegen brachte er es zuwege, daß es Venedig erhielt.

Dieser Krieg war endlich beendigt; Frankreich hatte seine Macht über ganz Italien ausgedehnt, aus einer blutigen Republik schien eine Weltherrschaft entstehen zu sollen. Ihr Glück hatte sie einem jungen Manne zu danken, der in kaum zwei Jahren von einem armen Stellenbettler zu einem glorreichen Eroberer emporgestiegen war. Man darf wohl behaupten, es gab damals keinen glänzenderen, keinen bekannteren Namen in der Welt, als den Napoleon Bonapartes, des armen Advokatensohnes von Korsika. Er fühlte bereits seine Wichtigkeit und wahrscheinlich schlummerten schon lange die Gedanken künftiger Größe in seinem Geiste. Das Direktorium zu Paris sah ein, daß er ihm gefährlich werden konnte, es beargwöhnte und überwachte ihn, aber Bonaparte fühlte bereits seine Schwingen wachsen, und obschon er sich den Anschein des Gehorsames gab, so setzte er doch in allen Dingen seinen Willen durch. Nachdem er die kleinen italienischen Reiche zu einer ciscalpinischen Republik verbunden hatte, nahm er Abschied von seinen Soldaten und reiste nach Rastadt, wo er als französischer

Bevollmächtigter bei dem Kongreß zur Bestimmung der Angelegenheiten des deutschen Reiches mitwirken sollte.

Unwillkürlich fragt man sich: Was wird dieser Mann aus Deutschland machen? Warten wir! Der Lenker der Geschicke läßt manchmal ein Volk schlafen, damit es im Schlummer seine Kräfte stärkt, um nachher den Eroberer in seiner starken Armee zu zermalmen. Wir werden in diesen Bänden sehen, daß der gallische Hahn noch viele stolzen Flügelschläge thut, aber wir werden auch die Zeit erleben, wo der germanische Aar von seinem Horste steigt und ihm die schönsten Schlagfedern ausreißt. Wir werden die Regeneration Deutschlands mit erleben und das Reich neu erstarken sehen.

---

## VII.

In den Kriegsoperationen war ein Ruhestand eingetreten, und in Rastadt sollte das große Friedenswerk festgestellt werden. Leopold nahm deßhalb seinen Abschied, um sich ganz seiner jungen Gattin zu widmen. Luise de Repeiro war damit um so mehr zufrieden, weil sie daran denken mußte, wo möglich ihre Güter aus dem Schiffbruche zu retten. Mit dem Einverständnisse ihres Gatten schrieb sie an eine Freundin, welche dem Direktorium nahe stand: „Liebe Freundin! Seit dem Aufstande der Bürger gegen das Direktorium haben wir uns einander nicht mehr gesehen, denn ich wurde fälschlich angeklagt und ins Gefängnis geworfen. Ich habe meine Strafe nicht ausgehalten, sondern mich befreit, und bin geflohen, aber ich gehöre nicht zu den Emigranten und glaube, ein Recht zu haben, meine Güter zurückzufordern. Ich weiß sehr wohl, daß dieses nicht geht, ohne meinen Prozeß wieder aufzunehmen und das Urteil aufzuheben, was gewiß seine Schwierigkeit haben wird; aber die Gemüter haben sich jetzt beruhigt, und man wird eher geneigt sein, in eine

ruhige Erwägung einzutreten. Ich bin aber gänzlich ohne Kenntnis der jetzigen Verhältnisse in Paris und wende mich an Dich, um mir den Weg anzugeben, wie ich den Prozeß umstoßen kann. Schreibe mir also umgehend, wie ich mich zu verhalten habe."

Leopold und Luise warteten in fieberhafter Ungeduld auf Antwort, aber sie ließ viel länger auf sich warten, als ihnen lieb war. Nach vier Wochen kam die kurze Antwort: „Ich erwarte Dich in Paris. Deine Sachen stehen nicht ungünstig."

Wir wollen nun zusehen, wie diese günstige Wendung eingetreten. Die fünf Mitglieder des Direktoriums residierten jeder in seinen eigenen Gemächern im Palaste Luxemburg, weshalb sie vom Volke den Spottnamen der fünf Majestäten von Luxemburg erhielten. Barras war von diesen fünfen am meisten dem Luxus zugethan und entschädigte sich durch glänzende Feste für die gezwungene Armut, die er in den Revolutionsjahren hatte tragen müssen. Er liebte von Natur die Üppigkeit, den Glanz und das Wohlleben und brachte Amtstrachten auf, die äußerst prachtvoll waren.

Das Volk sah es mit Mißfallen, weil es der republikanischen Einfachheit widerstrebte; die Royalisten oder Anhänger des alten Königtums sahen darin eine königliche Anmaßung; Barras war also nicht ohne Feinde.

An einem bestimmten Tage hatte er eine Jagd angesagt und ritt mit einem wahrhaft königlichen Gefolge in die Wälder. Leute, welche während der Revolution ihren Stolz darein gesetzt hatten, wie schmutzige Bettler einherzugehen, saßen jetzt auf prächtig aufgezäumten Hengsten der edelsten Race und prunkten in herrlichen, mit Gold und Edelsteinen geschmückten Kleidern. Neben Barras ritt die

Herzogin von Villeneuve auf einem armseligen Klepper und stach durch die Einfachheit ihrer Kleider von den übrigen ab.

„Meine Freundin," sprach Barras, „warum bequemen Sie sich der neuen Sitte nicht an? Sie sind reich, jung und schön und könnten das Leben in vollen Zügen genießen. Machen Sie es, wie ich! Ich war ja auch Sansculotte, aber das Bettlergewand brannte mir auf dem Leibe und ich habe es abgelegt. Nehmen Sie die Versicherung, gnädige Frau, daß ich mich entschieden wohler fühle."

„Barras," antwortete die Herzogin, „wenn man, wie ich, den Gatten auf der Guillotine verloren hat, dann legt man auf die Eitelkeiten der Welt keinen Wert mehr, um so weniger, wenn zahlreiche Verwandte in der Fremde umherirren und nicht wissen, wie sie von einem Tage auf den anderen kommen sollen."

„Ach, Herzogin, Sie müssen die alten Zeiten vergessen. Sie liegen begraben hinter uns und werden nicht wiederkehren. Wer das Unglück hatte, auszuwandern, muß nun auch die Folgen tragen."

„Wissen Sie, Barras, daß ich überhaupt unzufrieden mit Ihnen bin?"

„Nein, ich habe mir mit dem Gegenteile geschmeichelt, und bin sehr erstaunt, diese Worte aus einem so schönen Munde zu vernehmen. Aber Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir die Ursache Ihrer Unzufriedenheit nännten; vielleicht bin ich im stande, sie aus dem Wege zu räumen."

„Das würde nur gehen, wenn in dem fünfköpfigen Direktorium volle Einigkeit herrschte, aber das ist nicht der Fall. Jeder geht seinen eigenen Weg, und wenn ein Stoß kommt, dann fliegt das Direktorium auseinander,

und niemand kann dafür bürgen, daß nicht wieder die alte Blutwirtschaft eintritt. Sollte dieses aber geschehen, dann, fürchte ich, fallen die Majestäten von Luxemburg zuerst."

Betroffen schaute Barras die Herzogin an. „Welche Gründe haben Sie?" fragte er.

„Schauen wir zunächst auf die Finanzen," gab sie zur Antwort. „Das Inland und das Ausland sind mit Assignaten überschüttet. Die Leute haben sie zum vollen Werte annehmen müssen, weil man die Macht hatte, sie dazu zu zwingen. Heute haben sie im Auslande schon keinen Wert mehr; wie man mir schreibt, zahlt man bis zu zwanzigtausend Livres Assignaten für ein paar Stiefel. Sie zahlen mit diesen Papierfetzen die Soldaten der Republik, und diese verwerten sie, indem sie den Leuten die Pistole auf die Brust setzen. Die Generäle sind gezwungen, beständig Streitigkeiten zu vermitteln und alle Völker, bei denen sie einkehren, mit Kontributionen zu belasten. Passen Sie auf, Barras, Sie werden mit dieser Papierwirtschaft den Handel lahm legen und eine furchtbare Krisis heraufbeschwören."

„Wir müssen derselben nach Kräften vorbeugen."

„Wenn Sie es können, will ich den Herrn preisen; aber ich bin mit meinen Ausstellungen noch lange nicht zu Ende. Bonaparte ist nicht allein darauf angewiesen, den Unterhalt für seine Soldaten zu erpressen, sondern er muß auch überall Millionen für das Direktorium losschlagen —"

Sie hielt inne und ließ ihren Blick eine Zeitlang auf seinem Gesichte ruhen. „Sire," fuhr sie mit einem Anfluge von Spott fort, „es giebt Leute, welche des Glaubens sind, die erpreßten Millionen flössen nicht alle in die Landeskassen; man hat in dieser Hinsicht ganz eigentümliche

Ansichten. Dem großen Publikum werden die Augen verblendet mit den Kunstwerken, die man den auswärtigen Sammlungen entnimmt und in unseren Museen aufstellt, aber glauben Sie nicht, daß der Schrecken ewig die Fäuste der Nationen lähmen wird. Ich fürchte, die Zeit ist nicht fern, wo die Völker aufstehen und in den Luxemburg einbrechen werden, um ihr Eigentum zurückzufordern."

„Weiter, Herzogin," sprach Barras ungeduldig.

„Im Direktorium haben Sie auch den gelehrten Narren La Reveillert Lepaux," fuhr sie fort, „der uns zwingen will, eine Art von heidnischem Kirchentum einzuführen. Wir brauchen eine solche lächerliche Verstümmelung nicht. Was uns not thut, ist die Rückkehr zum wirklichen Christentum. Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, dem lieben Gott zu erlauben, wieder unter den Franzosen zu erscheinen, so würden Sie sich um das Vaterland verdient machen."

Barras lachte; es that ihm wohl, daß seinen Kollegen etwas am Zeuge geflickt wurde. „Aber, Madame," sagte er, „wir haben doch in Italien sehr glänzende Siege errungen, und das sollte manche Unvollkommenheit, die an allen menschlichen Dingen klebt, vergessen machen."

„Hm," entgegnete die Herzogin lächelnd, „nicht Sie haben gesiegt, sondern Bonaparte. Er braucht sich bei Ihnen wahrlich nicht zu bedanken, denn sein klarer Kopf und seine ungestüme Tapferkeit sind es allein, welche diese Siege errungen. Sie haben ihm weder Geld, noch Soldaten geschickt; er hat alles allein machen müssen. Sie können sich also leicht denken, daß er Ihnen wenig Dank entgegenbringen wird. Es ist am besten für Sie und Ihre Kollegen, wenn Sie ihn auswärts beschäftigen, denn ich fürchte, daß er Ihnen in Paris sehr unbequem werden könnte."

„Sie sprechen wie ein Staatsmann, Madame Villeneuve, aber wie kommen Sie an die Kenntnis der Dinge, die Sie geschildert haben?“

Sie gab lächelnd zur Antwort: „Ihre Jugendgespielin hat den Vorteil, daß sie überall erscheinen und ohne zu lauschen, die Meinung des Volkes hören kann, und ihre Freundschaft für den alten Freund ist schuld daran, daß sie sich über die gewöhnlichen Formen hinwegsetzt und ihre Stimme offen als Warnungsruf erschallen läßt. Es ist bekannt, daß Sie im Direktorium uneins sind. Barthelemy, der an Letourneurs Stelle trat, ist ein königlich Gesinnter. Er kann seine Stimme nicht mit Ihnen vereinigen, weil Sie alle für den Tod Ludwigs XVI. und seiner unglücklichen Gattin gestimmt haben. Carnot ist ein Republikaner von echtem Schrot und Korn und haßt die prunkvollen Neuerungen, die Sie eingeführt haben, deshalb stimmt er ebenfalls nicht mit Ihnen. Muß ich Sie daran erinnern, mit welcher Wut Sie über den armen Barthelemy herfielen, als er auf die Bestätigung von Leoben drang?“

„Madame,“ sprach Barras, „wenn ich nicht wüßte, daß unsere Beratungsräume gut verwahrt sind, so würde ich glauben, Sie hätten an den Thüren gelauscht.“

„Was Ihnen ein Geheimnis ist, weiß das ganze Volk. Sie haben nur den Rat der Alten für sich, aber im Rate der Fünfhundert sitzen nur ein paar Köpfe, die es wohl mit Ihnen meinen, und wenn es heute zur Abstimmung käme, dann hätte das Direktorium keine Stunde mehr zu leben!“

Sie wollte noch fortfahren, aber in diesem ungelegenen Augenblicke kam Carnot daher. „Wie,“ rief er seinem Kollegen zu, „die Jagd ist in vollem Gange, und Sie

lassen da einen Hirsch durchbrechen, der, wenn er die Freiheit erlangt, leicht den Namen „Barras“ erlangen kann.“

Wirklich erschien ein stattlicher Hirsch in der Lichtung, der im vollen Laufe die Freiheit zu gewinnen suchte. Barras riß seine Büchse von der Schulter und schoß ihm eine Kugel mitten in die Stirne, so daß er lautlos zusammenbrach.

Carnot, der alte Republikaner, legte den Finger an den Hut: „Ein wahrer Meisterschuß,“ sprach er. „Wenn Sie in der Politik wieder einen Bock schießen, soll er Ihnen um dieses Kernschusses wegen verziehen sein.“

Finster zogen sich Barras' Brauen empor, und er griff nach einem Stilette in seinem Busen. Carnot machte sich zur Gegenwehr bereit, aber die Herzogin ritt zwischen beide und sprach: „Pfui über euch Männer, die sich selbst nicht regieren können, und sich dennoch anmaßen, ganz Frankreich zu regieren. Es fehlte noch, daß sich zwei Mitglieder des Direktoriums auf der Jagd die Hälse brächen! Danken Sie Gott, daß nur ein verschwiegener Mund Zeuge dieses Vorfalles war, sonst wäre morgen ganz Frankreich in einer Gegenrevolution. Gehen Sie, liegen Sie der Jagd ob, aber denken Sie an Ihre Pflichten.“

Die beiden Männer sprengten in entgegengesetzter Richtung davon und die Herzogin ritt ihre Wege, ohne sich an der Jagd zu beteiligen.

Mit der eintretenden Dunkelheit war die Jagd zu Ende. Auf verschiedenen Wegen fuhr die reiche Beute der Stadt Paris entgegen; Fackelträger gingen rechts und links, die Beute beleuchtend. Scherzend kamen Herren und Damen hinter den Wagen, Barras aber kam zuletzt. Er war in tiefen Gedanken versunken und grübelte darüber nach, was die Herzogin wohl im Schilde geführt habe, daß sie ihm alle diese Sachen an den Kopf geworfen habe.

„Sie ist sonst nicht mitteilsam," sprach er zu sich selbst; „sie will etwas erreichen, aber ich begreife nicht, was es sein kann. Von ihren Gütern hat sie nichts verloren, Ehren und Auszeichnungen verschmäht sie. Was kann es also sein? Sie wird für einen anderen bitten wollen, sonst kann ich mir nichts denken. Oder sollte sie mit dem Plane einer Gegenrevolution umgehen? Sie ist reich an Einfluß und ihr Wort reicht hin, das Volk in großen Massen aufzuwiegeln. Vielleicht wäre es am besten, sie verhaften und durch einen heimlichen Mord unschädlich zu machen; aber nein, das geht nicht! Man darf das Volk nicht aufbringen."

„Heran, Barras," rief ihm Carnot zu. „Sie gehören an die Spitze des Zuges."

Am Abende war großer Empfang im Luxemburg. Barras strahlte in seiner ganzen Herrlichkeit; er war den ganzen Abend fest umlagert und suchte vergebens in die Nähe der Herzogin von Villeneuve zu kommen, der er um jeden Preis ihr Geheimnis entlocken wollte.

In dem Augenblicke, in welchem sie sich erheben und den Saal verlassen wollte, erschien der Herzog von Repeira in ihrer Nähe. Er war der alte Sünder, welcher durch ein falsches Zeugnis das Vermögen der Marquise de Repeira geschluckt hatte; aber es schien ihm nicht wohl bekommen zu sein, denn er wandelte daher, wie ein Mann, dessen Lebensgeister im Absterben begriffen sind. Seine Augen standen ihm tief im Kopfe, seine Wangen waren eingefallen, ein nervöses Zittern ging fortwährend durch seinen Körper, und es hatte den Anschein, als sei der Mann recht unglücklich; aber er schien doch noch eine Leidenschaft zu haben. Seine gläsernen Augen suchten fortwährend nach dem Gastgeber, und wenn er ihm zufällig begegnete,

machte er tiefe Bücklinge; denn sein ganzes Bestreben ging dahin, sich bei dem großen Manne bemerklich zu machen; er war ehrgeizig.

Die Gesellschaft schien wenig Gefallen an seinem Geisterblicke zu finden; sie wich ihm aus, und selbst Barras betrachtete ihn mit verächtlichen Blicken.

Die Herzogin von Villeneuve hatte ihn schon lange betrachtet. Als er jetzt wieder an ihrem Sessel vorüberkam, deutete sie auf einen Stuhl neben ihrem Sitze und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„Setzen Sie sich ein wenig zu mir, Repeira," sprach sie, „und helfen Sie mir durch ein freundliches Geplauder die Langeweile des Abends totschlagen."

Er ließ sich nieder und entgegnete: „Sie sprachen von Langeweile, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich es äußerst interessant hier finde."

„Ich teile Ihren Geschmack nicht, Repeira. Schauen Sie um sich, und Sie finden eine große Anzahl von männlichen und weiblichen Puppen um sich, die sich nur nach den Wünschen des Barras wenden und drehen. Die Republik ist voller Heucheleien und Verstellungen, und es soll mich gar nicht wundern, wenn das Volk seine Häupter erhebt, und alle diese Marionetten auf die Guillotine schleppt."

„Mein Gott, Sie erschrecken mich! Ist so etwas im Werke?"

Die Herzogin wußte, daß die freisinnigsten Männer in Paris, welche den Mut gehabt hatten, das Königspaar auf das Blutgerüste zu schicken, welche Gott und den Teufel leugneten, im übrigen so abergläubisch waren, daß sie jedem alten Weibe die Kraft zutrauten, in die Zukunft zu schauen. Sie wußte ferner, daß Repeira diesen Aberglauben wie einen Kultus trieb und jede Zauberin besuchte.

„Herr Herzog —“

„Um Gotteswillen, nennen Sie mich Bürger!“ unterbrach sie Repeira.

„Bürger,“ nahm die Herzogin wieder das Wort, „ich weiß das nicht aus eigener Wissenschaft.“

„Aber woher denn?“

Sie neigte ihren Mund zu seinem Ohr und flüsterte ihm zu: „Die Blitzmutter hat es mir gesagt.“

„Die Blitzmutter? Wer ist denn das?“

„Wie, Sie kennen die Blitzmutter nicht? Wie ist das möglich? Die Reichen und Vornehmen von Paris drängen sich in ihren Zaubersalon. Jeder will von ihr die Zukunft offenbart haben.“

Dem Herzog lief es warm über den Rücken, und er fragte, wo die Zauberin wohne.

„Rue Lafitte, Nummer 27,“ antwortete die Villeneuve.

„Nimmt sie Besuche an?“

„Ei gewiß, ich sagte Ihnen ja, daß halb Paris zu ihr läuft, aber niemand wird zugelassen, der nicht vorher bezahlt und die Konsultation mit hundert Livres erkauft hat.“

„Hundert Livres? Das ist ja ein schreckliches Geld.“

„Nicht zu viel für ihre Wissenschaft, Bürger. Sie hat mir nicht allein meine ganze Vergangenheit mit buchstäblicher Wahrheit vorausgesagt, sondern mich auch über meine Zukunft beruhigt. Doch erlauben Sie mir, Bürger Repeira, daß ich mich entferne, denn ich sehe, daß die Blicke der Umstehenden auf uns gerichtet sind. Obwohl die Behörden selbst an ihre Macht glauben, so bestrafen sie doch andere, welche dieselbe Vermessenheit haben.“

Der Herzog schnellte empor und schaute im Kreise umher. Angst und Beben machten seine Kniee schlottern, aber er beruhigte sich, als er die gefahrdrohenden Blicke nicht sah.

Madame de Villeneuve erhob sich ebenfalls, ging durch einige Säle und verließ ungesehen den Luxemburg. Vor der Pforte hielt der Kutscher mit ihrem Wagen. Sie winkte ihm und stieg ein.

„Am Eingange der Rue Lafitte laß mich aussteigen," sagte sie, „und fahre nach Hause, denn ich kehre zu Fuß zurück."

Der Wagen fuhr von dannen und hatte nach kurzer Zeit die Ecke der genannten Straße erreicht. Rasch verließ sie denselben und eilte auf das Haus zu, welches ganz im Finstern lag.

Sie that drei Schläge, wie sie von anderen wußte, daß es üblich war. Sofort erschien eine Magd an der Thüre und öffnete.

„Hat die Blitzmutter Besuch?" fragte sie.

„Nein," gab die Magd zur Antwort, „gehen Sie nur an die Thüre rechts; sie wird Sie sogleich empfangen."

Die Herzogin klopfte, und die Blitzmutter erschien mit einer vorgebundenen Maske.

„Sie haben bisher nur armen Dienstmädchen die Zukunft vorausgesagt," sprach sie, „aber es hängt von Ihnen ab, eine reiche Kundschaft zu bekommen."

„Ei, und wie soll ich das anfangen?"

„Ich sorge schon dafür, aber ich verlange einen Gegendienst. Hier sind hundert Livres für Ihre Dienste."

„Hundert Livres?" lachte die Blitzmutter. „In Assignaten, nicht wahr?"

„Nein, in Geld," antwortete die Herzogin und ließ das Geld in ihre Hand gleiten. Das war in jener geldarmen Zeit eine Summe, für die man etwas thun konnte.

„Was wünschen Sie von mir?"

„Eine Kleinigkeit. Wahrscheinlich läßt jemand fragen,

um welche Stunde Sie zu Hause sind. Der Mann wird für die Sitzung hundert Livres schicken, die Sie in Empfang nehmen. Sagen Sie ihm, er müsse pünktlich um Mitternacht erscheinen, und dann überlassen Sie es mir, diesem Manne die Zukunft zu sagen."

Die Blitzmutter lachte, denn sie vermutete irgend ein heimliches Liebesabenteuer. „Für diesen Preis steht Ihnen mein Lokal jeden Abend zu Gebot," sagte sie.

„Lassen Sie mich dasselbe sehen!"

Die Mutter führte sie über den Hof in einen Saal, der von einer großen Hängelampe matt erleuchtet war.

„Es müssen einige Veränderungen vorgenommen werden," sagte die Herzogin. „Der Eindruck muß ein ganz grausiger sein."

„Wie wäre das zu machen?"

„Holen Sie Phosphor!"

Sie schrieb den Namen auf ein Blättchen, und die Blitzmutter schickte die Magd, um den Phosphor in der Apotheke zu holen.

Sie kam bald mit dem Verlangten zurück, und die Herzogin strich im Hintergrunde des Zimmers, wo es ganz dunkel war, eine Stelle an der Lamperie der Wand an. Sie gab einen unheimlich grüngelben Schein von sich.

„Es ist gut," sagte die Herzogin. „Wir können die weitere Ausrüstung des Zimmers aufschieben, bis sich der Besucher gemeldet hat."

Darauf sollten sie nicht lange warten; es wurde heftig an der Hausschelle gezogen. Es war der Bediente des Herzogs von Repeira.

„Ist das hier bei der Blitzmutter?" fragte er.

„Ganz richtig; es ist bei der Blitzmutter."

„So bringen Sie ihr das und fragen Sie, wann sie einen Besuch annimmt.“

Das Mädchen brachte ein Couvert, in welchem sich ein Pappdeckel mit hundert Livres befand.

„Sagen Sie dem jungen Manne, ich sei bereit, ihn um Mitternacht zu empfangen.“

Als sich die Magd entfernt hatte, sprach die Herzogin: „Wir müssen uns sputen, denn wir haben nur noch eine Stunde Zeit. Haben Sie nicht irgend ein fabelhaftes Tier, einen Drachen oder eine Schlange?“

„Eine Schlange wohl; sonst aber nichts.“

„Bringen Sie dieselbe hierher.“

Das Weib kam mit einer von jenen Hornschlangen zurück, welche allerlei Bewegungen machen, wenn man sie am Schwanze anfaßt.

„Das ist ein gutes Reptil,“ sprach die Herzogin und strich es über und über mit Phosphor an, daß es leuchtete; dann schob sie es in den Behälter zurück, in welchem es gewöhnlich zusammengerollt lag. Hastig strich sie den Sockel an, auf welchem allerlei Getier in Holz ausgeschnitten war, so daß es im Dunkeln ganz entsetzlich aussah. Als alles fertig war, ließ sie den Sockel mit Leinwand bedecken. „Nun geben Sie mir eines Ihrer Kleider und eine Maske,“ sprach die Herzogin.

Die Blitzmutter kleidete sie in ein feuerrotes Gewand und gab ihr eine Maske, die aus zwei Hälften bestand, so daß sie am Halse zusammengehackt und unter der Halskrause verborgen werden konnte. Kaum war sie damit fertig, so schlug es zwölf Uhr und die Klingel des Hauses wurde gezogen.

„Das ist er,“ sagte die Herzogin, „nun lassen Sie mich allein.“ Sie setzte sich an den Tisch, stützte den

Kopf in die Hände und schien in tiefes Nachsinnen versunken. Repeira trat ein, er hatte sich in den Anzug eines Arbeiters gehüllt und trat mit einer gewissen Schüchternheit und Verlegenheit ein. Die Herzogin mußte unter ihrer Maske lachen, aber diese behielt die starren Züge bei, und sie bemerkte, daß auch er sein Gesicht mit einer schwarzen Maske verhüllt hatte. Die Verlegenheit aber offenbarte sich in seinem ganzen Wesen.

Sie deutete auf einen zweiten Stuhl, der am Tische stand, und er setzte sich nieder. Eine geraume Zeit saßen sie einander gegenüber, aber keines von ihnen sprach. Endlich mußte sich die Herzogin zum Reden bequemen.

„Bürger," sprach sie, „wenn Du gekommen bist, um meine Zeit mit Stillschweigen in Anspruch zu nehmen, so ist es besser, wir gehen wieder auseinander."

„Bist Du die Blitzmutter?" fragte er.

Sie neigte den Kopf und entgegnete: „Ich bin es, aber was führt Dich zu mir?"

„Vornehme Leute haben mir von Deiner Macht, in der Zukunft zu lesen, erzählt, und ich bin gekommen, um Dich zu bitten, auch von der meinigen den Schleier hinwegzuheben."

„Ich weiß nicht," entgegnete sie, „ob die Götter geneigt sind, heute zu sprechen, aber wir wollen den Versuch machen. Setze Dich auf den Stuhl in jener Ecke, denn nicht allenthalben lassen sich die Unsichtbaren zum Reden zwingen."

Er erhob sich und nahm den Stuhl ein. Die Herzogin aber löschte die Lampe auf dem Tische, und er befand sich plötzlich in der tiefsten Finsternis. Nur das Kleid der Blitzmutter hörte er rauschen, als sie sich neben ihn auf den Stuhl setzte.

Leise zog sie die Leinwand hinweg, welche die mit Phosphor bestrichene Lamperie bedeckte, und plötzlich leuchteten ihm die Gestalten derselben in grünrotem Lichte entgegen.

Aus dem Busen der Blitzmutter schlüpfte jetzt eine glühende Schlange, welche sich in Windungen hin- und herbewegte und ihren flammenden Kopf mit weitgeöffnetem Rachen ihm entgegenstreckte. Mit einem Schreckensrufe wich er zurück.

„Was machst Du?" fragte die Blitzmutter in zornigem Tone. „Erzürne sie nicht, denn es ist die Schlange der Erkenntnis, welche die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft mit einem Blicke überschaut."

Repeira setzte sich wieder hin; die Schlange aber schlängelte sich zum Ohre der Herzogin hinauf, verweilte dort eine Zeitlang und verschwand dann in ihrem Busen. Jetzt wandte sich die Herzogin ihrem Gaste zu und sprach: „Sie kommen in der Blouse eines Arbeiters, um Ihren hohen Stand in dieser Verhüllung zu verbergen, aber noch vor wenigen Augenblicken waren Sie in glänzendem Kostüme auf dem Balle des Barras. Wenn Sie glauben, die Schlange betrügen zu können, so sind Sie im Irrtume, ihr ist nichts verborgen."

Der Herzog faßte Mut. „Wenn ihr nichts verborgen ist," sagte er, „so wird sie auch wissen, wer ich bin."

„Sie sagt mir, Sie seien der Herzog von Repeira; ist es so, oder beweist sie sich als unwahr und lügenhaft?"

Er gab keine Antwort, aber die Blitzmutter fuhr fort: „Herzog, Sie gehen auf einer schiefen Bahn, denn Sie laufen dem Direktorium nach, dessen Macht von Tag zu Tag mehr abnimmt. In seinem Schoße herrscht Zwietracht und es hat mehr Feinde, als Sie wissen und ver-

muten. Wenn Sie nicht zeitig zurückkehren, wird es Sie in seinem Falle begraben. Sie haben Ihre Güter durch Lug und Trug gerettet, Sie haben durch ein falsches Zeugnis noch andere dazu gewonnen. Das Volk ist des Terrorismus müde, und es wird nicht viel Zeit vergehen, so sinkt das Direktorium in sein Nichts zurück.

Pichegru, welcher Holland erobert, steht an der Spitze der Royalisten. Sie werden früher oder später siegen und ganz gewiß der Rache die Zügel schießen lassen. Haben die Sansculotten und Jakobiner mit der Guillotine Recht gesprochen, so werden es die Royalisten nicht minder thun und die Häupter aller derer, die sich mit unrechtem Gute belastet haben, werden fallen wie die Schneeflocken. Noch aber ist es Zeit, dem Sturme auszuweichen, und ich rate Ihnen, dieses zu thun, ehe es zu spät ist."

Der Herzog zitterte wie Espenlaub und mit kaum hörbarer Stimme fragte er: „Was müßte ich thun?"

„Schlange, gieb mir Antwort auf seine Frage," sprach die Blitzmutter. Die Schlange steckte den Kopf aus ihrem Busen, eilte zu ihren Ohren hinauf und sprach leise mit ihr, kehrte aber bald wieder zurück und kam nicht mehr zum Vorscheine.

„Sie giebt heute keine Antwort mehr," sprach die Blitzmutter.

„Wann soll ich wiederkommen?"

„Heute in vier Wochen."

Der Herzog erhob sich und schwankte in seinen Palast zurück; er war eingeschüchtert und dachte mit Zittern an die Zukunft.

Am folgenden Tage war Wahl; Pichegru wurde in den Rat der Fünfhundert und zugleich zum Präsidenten derselben gewählt. Sofort begannen die Reibungen zwischen

dem Rate der Fünfhundert und dem Direktorium, dem von allen Seiten Vorwürfe über seine schlechte Regierung gemacht wurden. Der Zank wurde täglich größer und endigte damit, daß das Direktorium dem General Augereau den Befehl gab, den Rat der Fünfhundert zu sprengen.

Der General führte den Befehl sofort aus. Barthelemy wurde verhaftet und Carnot würde demselben Schicksale nicht entgangen sein, wenn er sich nicht zufällig in Genf befunden hätte. Pichegru und hundertundfünfzig Abgeordnete wurden ergriffen und verurteilt. Einige wurden in die Sandwüsten von Cayennes geschickt, wo sie die härteste Behandlung zu ertragen hatten.

Bisher hatte der Herzog von Repeira in einer beständigen Furcht gelebt; jetzt aber, wo das Direktorium den Sieg davon getragen hatte, war er wieder obenauf und erschien wie früher im Luxemburg, alle Warnungen der Blitzmutter in den Wind schlagend; aber die Angst hatte ihm doch hart zugesetzt, denn er war noch magerer und schlotternder geworden, als er es bisher gewesen.

Bei einem glänzenden Feste im Luxemburg traf er mit der Herzogin von Villeneuve zusammen. Sie hütete sich, der Blitzmutter zu erwähnen, aber sie flüsterte ihm ins Ohr: „Ein Geheimnis, Herzog. Napoleon Bonaparte ist im Begriffe, nach Paris zu kommen. Was wird es dann werden?"

Er schaute sie mit einem stupiden Blicke an, denn er wußte nicht, was er darauf antworten sollte.

„Wäre das schlimm?" fragte er endlich.

„Glauben Sie, daß er ein echter Republikaner ist?"

„Das Direktorium ist dieses Glaubens."

„Es täuscht sich, Herzog. Der junge General trägt eine Maske. Sein Republikanismus ist Verstellung. Was

mich angeht, so habe ich meine eigenen Gedanken über ihn, aber ich möchte sie nicht aussprechen."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ich bin der festen Überzeugung."

Barras kam vorüber und unterhielt sich angelegentlich mit der Herzogin. Sie reichte ihm den Arm und ging mit ihm durch den dichten Menschenknäuel, welcher in den prachtvollen Sälen auf- und niederwogte. Den Herzog von Repeira hatte er keines Blickes gewürdigt, worüber dieser sehr bestürzt war. Er setzte sich in eine Fensternische und schaute in das Getümmel. Die Wogen der Gesellschaft fluteten an ihm vorüber, aber niemand grüßte ihn. Er wurde behandelt, als ob er gar nicht zugegen sei.

Er wurde noch bleicher, als er bereits war und saß sehr nachdenklich auf seinem Stuhle. Was bedeutete diese Vernachlässigung? Sollte er bei dem Direktorium in Ungnade gefallen sein, und diese Ungnade bereits bei den anderen bekannt sein?

Seine Unruhe nahm mit jedem Augenblicke zu. Was nur ein Werk des Zufalles war, hielt er für etwas Absichtliches; er fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen und eilte nach Hause; aber auch dort war es ihm nicht geheuer. In dem großen Saale, den er mit dem Lichte durchwanderte, traf sein Auge auf ein Bild, welches mit einem schwarzen Schleier verhüllt war. Der Flor war dicht, aber dennoch sah er die Züge seiner Gemahlin, welche ihm drohende Blicke zuwarf. Und jetzt löste sich das Haupt vom Rumpfe, und er glaubte zu hören, daß es mit Gepolter zu Boden fiel; der schwarze Schleier färbte sich mit einem Strome von Blut.

Mit einem lauten Schrei ließ er das Licht zu Boden fallen, daß es erlosch. Wimmernd sprang er durch die

Thüre in das anstoßende Gemach und warf sich mit den Kleidern auf das Bett.

Welch eine furchtbare Nacht hatte er! Tausenderlei Gestalten und Fratzen umtanzten sein Lager und schnitten ihm höhnende Gesichter. Wohin er blickte, sah er nur flammende Gespenster.

Endlich raubte ihm die Angst die Sinne und er blieb stundenlang wie ohnmächtig auf seinem Bette liegen. Als er erwachte, dämmerte der Morgen; die Fenster seines Schlafgemaches schimmerten im Feuer der aufgehenden Sonne und gaben dem Zimmer einen phantastischen Anstrich, aber bald war dieser geisterhafte Schein verschwunden, und die Helle des Tages gab ihm seine Besinnung zurück.

Langsam erhob er sich; er fühlte sich an allen Gliedern wie gerädert und es schlich ein Frösteln durch seinen alternden Körper. Schrecken erfaßte ihn, wenn er an das Sterben dachte, denn es lag so Vieles in seiner Vergangenheit, was ihn an böse Dinge gemahnte.

„Giebt es denn ein höheres Wesen?“ fragte er sich. „Steht nicht die Vernunft höher, als alles, was die Priester lehren?“

Ein eiskalter Schauder ging ihm vom Rücken bis auf die Fersen, er gab ihm Antwort auf seine Fragen.

Der Bediente brachte das Frühstück.

„Jean,“ fragte er, „hat es in der Madelaine schon zur Frühmesse geläutet?“

Der Diener schaute ihn mit großen Augen an und sprach: „Sie vergessen, Herr, daß die Messe abgeschafft ist.“ Sie halfen ja selbst an der Abschaffung dieses götzendienerischen Kultus.“

„Es ist wahr, Jean, aber mir deuchte, ich hätte den Ton der Glocke gehört.“

„Gebe Gott, daß die Menschen wieder in die Kirche gingen, Herr. Ich meine, mit der jetzt herrschenden Gottlosigkeit könne nur Böses herauskommen."

„Du kannst gehen, Jean. Ich will allein sein!"

Jean ging hinaus. „Bei dem Herrn scheint die Reue zum Durchbruche zu kommen," flüsterte er. „Gebe Gott, daß es anhält!"

---

## VIII.

Der Abend dieses Tages war derselbe, welcher zum zweiten Besuche bei der Blitzmutter bestimmt war. Am Nachmittage schickte er hundert Livres hinüber und ließ um die Stunde des Besuches fragen.

„Um Mitternacht,“ wurde dem Diener gesagt.

Dieser kehrte mit der erhaltenen Antwort zurück und dachte auf dem Wege darüber nach, was sein Herr wohl in jenem unscheinbaren Hause zu thun habe; aber er konnte es nicht herausfinden.

Den Tag über war der Herzog sehr unruhig; er rührte kaum die aufgetragenen Speisen an und ging schwach und schwankend von einem Gemache in das andere.

„Jean,“ sprach er am Abend, „heute Nacht bedarf ich Deiner Hilfe. Eine halbe Stunde vor Mitternacht halte Dich bereit, mich zu begleiten.“

Jean verneigte sich und sprach: „Ich werde zur Hand sein.“

Langsam, sehr langsam ging für den Herzog der Tag herum; endlich war die Stunde nahe. Da zog er die

Glocke, welche in das Zimmer des Dieners führte, und dieser erschien behende auf der Schwelle.

Der Herzog war in die Kleidung eines gewöhnlichen Arbeiters gehüllt und hatte eine schwarze Maske vor dem Gesichte.

„Gieb mir den Mantel," sagte er, „wir wollen ziehen." Der Diener hüllte seinen fröstelnden Körper in den Mantel; der Herzog schob seinen Arm in den des Dieners und flüsterte ihm zu: „Nach jenem Hause!"

Der Herzog schien in der letzten Zeit rasch gealtert zu sein, denn das Gehen fiel ihm schwer und er schnatterte mit den Zähnen. Nur langsam kamen sie vorwärts. Endlich hatten sie das Haus erreicht; von allen Kirchenglocken tönte die Mitternachtsstunde, und es schien, daß jeder Ton ihm tief ins Herz schnitt.

„Warte in der Nähe, aber mache Dich nicht auffällig," sprach er zu Jean und läutete die Hausglocke. Kaum hatte er die Schelle mit der Hand berührt, als sich die Thüre öffnete. Eine unsichtbare Hand zog ihn herein und die Thüre schloß sich wieder. Die Hand führte ihn über den Hof und schob ihn in den Saal. Er blieb mit einem Gefühle der Furcht stehen, denn er befand sich in einer wahrhaft geisterhaften Umgebung. In zwei großen Kandelabern brannten blaue Spiritusflammen. Das ganze Gemach leuchtete in einem unheimlichen Schimmer. An einem Feuerherde, welcher Licht gab, ohne zu brennen, krächzte ein glühender Rabe auf einer Stange. Am Fußboden saßen eine Katze, ein Hund, eine Kröte und eine Eule; alle glühten und leuchteten.

Unheimlich schaute der Herzog auf die Tiergesellschaft, die unmittelbar der Hölle zu entstammen schien. Da öffnete sich am äußersten Ende des Saales eine Thüre und die Blitzmutter trat ein.

Sie schob zwei Sessel in die Nähe des Feuers und bedeutete ihm, Platz zu nehmen. Scheu ließ er sich nieder und schaute die Blitzmutter an.

„Herzog," sagte sie, „ehe Du hieher kamst, habe ich die geheimnisvollen Gewalten über Dich gefragt, und sie haben mir volle Antwort gegeben. Wisse deshalb, daß ich Dir nur diese eine Sitzung erlaube; ich werde Dir zeigen, was Du thun kannst, um Dich vor dem drohenden Untergange zu retten. Folgst Du nicht, so ist jedes fernere Hierherkommen gefährlich und verderblich für Dich."

„Was hast Du mir zu sagen?" fragte er.

„Viel, Repeira; so viel, daß ich noch nicht weiß, wo ich den Mut hernehmen soll, um Dir alles mitzuteilen, was mir die Schlange anvertraut hat. Schaue nach der Wand über dem Kamine."

Er schaute dorthin, und vom Boden herauf stieg ein Frauenbildnis, welches durch seine Schönheit jeden entzücken mußte.

„Schau'," sagte die Blitzmutter, „Du warst ein armer Edelmann, der nichts sein nannte, als seine großen Schulden. Da kamst Du in die Vendée und lerntest diese Frau kennen. Du umwarbst sie mit süßen Schmeichelworten und machtest Eindruck auf ihr Gemüt. Arglos gab sie sich Dir hin und wurde Deine Gattin. Du aber trachtetest nicht nach ihrem Herzen, sondern nach ihrem Vermögen, welches Dir erst zufallen konnte, wenn sie gestorben war; aber Du benahmst Dich gegen Deine Frau so, daß sie ihr Vermögen festhielt, wie viel Mittel Du auch versuchen mochtest, sie willig zu machen. So floß ein Jahr nach dem anderen hin, und Deine Ehe glich einem Bunde der Hölle. Du hast Dein Weib mißhandelt und es an den Haaren in ihren Zimmern umhergezogen."

Der Herzog wurde bei diesen Auseinandersetzungen noch fahler, als er gewöhnlich war; er knickte auf seinem Stuhle zusammen und ließ den Kopf hängen.

Das Bild verschwand von der Wand und an seiner Stelle erschien ein anderes. Auf einem öffentlichen Platze stand eine Guillotine; auf der Treppe derselben erschien seine Gattin. Sie hatte die Hände auf dem Rücken gebunden, und hinter ihr folgten ihre Brüder und ihre Schwestern.

„Schau' empor, Herzog," sagte die Blitzmutter. „Schau' empor und sieh' Dein Weib, Deine Schwäger und Schwägerinnen! Als die Revolution ausbrach, hattest Du nichts Eiligeres zu thun, als sie alle anzuklagen und als Royalisten darzustellen. Und Du thatest es nur, um das ganze Vermögen mit einem Schlage zu erhalten. Das Blut Deiner Gattin und Deiner Verwandten färbte das Schaffot, und während sie wegen Deiner Verräterei den Tod erlitten, ließest Du Dir das Vermögen der Unglücklichen zusprechen. Du aber machtest gemeinsame Sache mit den Sansculotten und Jakobinern und warst einer der wütendsten."

Das Bild wurde jetzt von einem jungen Mädchen ersetzt. „Kennst Du diese?"

„Luise de Repeira," hauchten seine bleichen Lippen.

„Sie war jung, schön und reich, und ihr Reichtum ließ Dich nicht schlafen. Du klagtest sie des Aufruhrs an, brachtest sie ins Gefängnis und rissest ihr Vermögen an Dich."

Seine Seufzer wurden immer stärker.

„Jetzt will ich Dir die anderen Verbrechen zeigen, die Du begangen."

„Gnade, Gnade!" stammelte er. „Schone meiner, es ist mehr, als ich ertragen kann!"

Sein Kopf sank zur Seite und eine lange Ohnmacht bemächtigte sich seiner.

Als er wieder zu sich kam, fuhr die Blitzmutter fort: „Was hast Du von all diesen Verbrechen gehabt? Umsonst hast Du geholfen, die Gottheit abzuschaffen. Sie verfolgt Dich dennoch allenthalben und läßt Dir Tag und Nacht keine Ruhe. Dein Gewissen erwürgt alle Tage einen Teil von Dir, und es ist nicht weit mehr vom Herzen."

„Bitte, laß die Vorwürfe, sage mir lieber, wie ich es besser machen soll."

„Darauf komme ich jetzt! Du hast ungerechtes Gut zusammengehäuft und Verbrechen auf Verbrechen begangen. Was hat es Dir genützt! Du stehst einsam und verlassen im Leben, niemand hat Achtung vor Dir; selbst das von Dir vergötterte Direktorium sieht Dich mit Verachtung an. In Angst und Seelenleiden hat sich Deine Kraft aufgerieben; Du kannst den begangenen Raub nicht einmal genießen und wahrscheinlich mußt Du elend sterben. Willst Du Dir im Tode die Schrecknisse der Hölle sparen, dann thue Buße und gieb zurück, was Du gestohlen hast. Du besitzest nur eine einzige Verwandte, die ungerecht von Dir angeklagt und ins Verderben gestürzt wurde. Setze sie als Deine Erbin ein und gieb ihr sofort zurück, was ihr gehört. Nun kannst Du gehen, aber kehre nicht wieder, denn Du bist zu tief gesunken, um durch Dein Erscheinen das Heiligtum meines Hauses nicht zu verunreinigen."

Repeira erhob sich und wankte von dannen. Draußen stand sein Diener, der ihn in den Armen auffassen mußte, daß er nicht zusammenstürzte. Wie bleiern hingen ihm die Gebeine in den Gelenken, so daß er kaum von der Stelle zu bringen war. Beständig seufzte er und ließ wimmernde Töne hören.

Zu Hause angekommen, ließ er sich entkleiden und ins Bett bringen. „Bleibe bei mir, Jean," sagte er; „mein Zustand ist schrecklich und ich fürchte mich, allein zu sein."

Jean setzte sich in einen Lehnstuhl, der zu Füßen seines Bettes stand und schaute mit großer Verwunderung auf die abgespannten Züge seines Herrn, der mit großen, offenen Augen im Zimmer umherstarrte.

„Jean," sagte er nach einer Weile, „glaubst Du an Gott?"

„Herr, Sie fragen so direkt, daß ich mich fast fürchten muß zu antworten, aber besser Wahrheit, als Lüge. Ja, Herr, ich glaube an Gott, und ich weiß, daß er alles Gute belohnen, und alles Böse bestrafen wird. Lieber Herr, lassen Sie sich's gesagt sein, Frankreich ist im ganzen genommen, ein gläubiges Land; nur die Furcht läßt es seinen Glauben verleugnen; aber ein geheimes Gefühl sagt mir, daß dieser Zustand nicht lange dauern kann. Der Glaube wird in unser unglückliches Land zurückkehren, und die Guten werden flehen, daß den Bösen ihre Sünden vergeben werden. Die Zeit ist nicht mehr allzuferne, wo die vertriebenen Priester heimkehren und die Kirchen wieder dem Gottesdienste eröffnet werden."

„Jean, ich weiß, daß Du an den alten Gebräuchen hältst; ich tadele Dich deshalb nicht, und ich selbst habe Lust, wieder zu denselben zurückzukehren. Hole mir einen von den Priestern hierher."

Der Bediente schaute ihn überrascht an und sprach: „Herr, es giebt keinen Priester mehr. Sie sind guillotiniert, geschlachtet, erschlagen, vertrieben." Er wollte hinzusetzen: „Und Sie haben das Ihrige dazu beigetragen, daß es so geworden ist!" aber er fürchtete sich doch, eine so herausfordernde Sprache zu führen.

„Jean,“ fuhr der Herzog fort, „es giebt noch Priester, welche sich verborgen halten; mache Dich auf den Weg, suche einen derselben auf und führe ihn zu mir.“

„Herr, Sie würden ihn töten oder ihn der Obrigkeit anzeigen.“

„Wahrlich nein, Jean; ich brauche ihn als Gewissensrat.“

„Gewissen?“ fragte der Diener.

„Ja, Jean; es nagt in meinem Inneren, das Gewissen erwacht wieder.“

Freudig sprang der Diener auf und sprach: „Ich will den Versuch machen, und wenn ich einen finde, dann bringe ich ihn hierher.“

Er verließ das Gemach, aber er hatte nicht weit nach einem Priester zu suchen. Hastig trat er in seine Stube, schloß die Thüre sorgfältig hinter sich zu und flüsterte: „Ehrwürdiger Vater, wachen Sie noch?“

Er bekam keine Antwort. Da zog der Diener einen Schlüssel aus der Tasche und leuchtete in einen großen Wandschrank. Der würdige Greis mit den weißen Locken schlief fest, denn den ganzen Tag war er in einer Verkleidung von Dachkammer zu Dachkammer geklettert und hatte den Armen und Elenden, die noch an Gott und der Religion festhielten, die Tröstungen der Religion gebracht.

Jean berührte seine Schultern und sprach: „Könnet Ihr Euch ermannen, ehrwürdiger Vater?“

„Bedarf jemand meiner Hilfe?“ fragte der Priester.

„Der Herzog von Repeira wünscht einen Priester zu haben.“

„Der Herzog von Repeira? Er ist ein Priesterfeind, und will mich haben, um mich zu vernichten. Doch, gleichviel, Jean; führe mich zu ihm.“

Rasch stand er auf und kleidete sich an, dann folgte er dem Bedienten durch die dunklen Gänge und trat in das Gemach des Kranken ein.

Repeira hob den Kopf empor und sprach mit großer Überraschung: „Der Pfarrer von St. Madelaine, den ich aus seiner Stellung vertrieben, dem ich das Leben genommen hätte, wenn es in meiner Macht gelegen wäre! Sie finden ein reuiges Schaf, Herr Pfarrer, und es wird Ihnen leicht werden, mich wieder in die Bahnen meiner Jugend zurückzuleiten. Laß uns allein, Jean!"

Mit freudestrahlendem Gesichte zog sich der Diener zurück; der Pfarrer von St. Madelaine aber blieb Tag und Nacht bei ihm und galt als sein Pfleger.

Zwei Tage später erhielt die Herzogin von Villeneuve ein Briefchen von dem Kranken, worin er sie ersuchte, ihm einen Besuch am Krankenbette abzustatten. Sie hatte das erwartet. Sogleich ließ sie anspannen und fuhr zu seinem Palaste. Sie traf ihn zwar im Bette, aber in einer weniger verzweifelten Lage. Sein Gesicht zeigte im Gegenteile eine gewisse Heiterkeit.

„Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie in das Krankenzimmer eintreten lasse, aber ich bin nicht im stande, aufzustehen und muß doch mit Ihnen reden. Wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, sich einen Augenblick niederzulassen?"

Sie setzte sich und wartete auf seine Mitteilung.

„Madame," fuhr er fort, „vor einigen Jahren hatten Sie eine junge Freundin; ich möchte wissen, ob sie noch lebt und wo sie sich befindet."

„Ich hatte viele junge Freundinnen, Herzog; aber die meisten sind in die Ferne geflohen oder auf dem Blutgerüste gestorben."

„Sie war nach der Schreckenszeit noch hier.“

„Welche meinen Sie?“

„Luise, Marquise von Repeira.“

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen auf diese Frage keine Antwort gebe, denn ich schätze sie viel zu hoch, um sie in neue Gefahren zu bringen.“

„Beurteilen Sie mich nicht falsch, Herzogin. Seitdem wir uns zuletzt gesehen, ist eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgegangen. Ich bin nicht allein zum Christentume zurückgekehrt, sondern habe auch den sehnlichsten Wunsch, wieder gut zu machen, was ich verbrochen habe.“

„Ei, das wäre in der That eine Veränderung, die man sich kaum denken kann. Darf ich fragen, was dazu die Veranlassung gewesen?“

„Sie, Frau Herzogin.“

„Wie so? Ich bitte, mir das zu sagen.“

„Sie machten mich auf die Blitzmutter aufmerksam, und ich bin da gewesen. Wie dieses Weib dazu kommt, meine ganze Vergangenheit zu kennen, das weiß ich natürlich nicht; auch betrachte ich sie jetzt nicht mehr mit denselben Augen, wie an jenen zwei Abenden, die ich bei ihr zubrachte, aber damals machte sie einen tiefen Eindruck auf mich, und sie hat einen Feuerbrand in meine Seele geworfen, der jetzt vom Lichte der Religion in Brand gehalten wird. Ich frage nun noch einmal, ob sie lebt und wo sie ist.“

„Zunächst müssen Sie mich über Ihre Absichten mit ihr aufklären.“

„Ich habe die Absicht, sie zur Erbin meines Vermögens einzusetzen.“

„Dann müßten Sie erst Ihren Prozeß erneuern lassen,

damit sie von dem begangenen Verrate freigesprochen wird. Ich werde indessen Ihre Base benachrichtigen und sie auffordern, hierherzukommen. Mehr kann ich einstweilen nicht thun."

Sie erhob sich und ging. Sofort schrieb sie den Brief, von welchem wir gehört haben. Kehren wir nun nach Wien zurück. Als Luise diesen Brief erhielt, war sie keinen Augenblick im Zweifel, daß sie jetzt nach Paris gehen und den Ereignissen entgegentreten müsse.

„Aber Du mußt mitgehen," sprach sie zu ihrem Gatten, „damit mir der Mut nicht fehlt, meinen Feinden kräftig entgegenzutreten."

Leopold hatte einige Bedenken, aber sie waren schnell besiegt, und nach zwei Tagen verließen sie ihre Heimat und reisten nach Paris.

Dort kamen sie unter fremdem Namen und einem erborgten Charakter an; infolge dessen gingen sie ohne Verdacht in die große Metropole ein, und kaum hatten sie das große Weichbild betreten, als sie sich berufen fühlten, nun auch jeder Gefahr zu trotzen und ihr mit kecker Herausforderung entgegenzugehen. Zunächst begaben sie sich zu der Herzogin von Villeneuve, bei der sie sich unter fremdem Namen einführten, aber die Herzogin erkannte Luise sogleich wieder und sprach: „Bei mir hättest Du eine so vorsichtige Beobachtung der früheren Etiquette nicht notwendig. Man hat mir gesagt, Du habest Deine Freiheit benützt, um in den Hafen der Ehe einzulaufen. Wenn Dein jetziger Begleiter Dein Gatte ist, so stelle ihn mir ohne Bedenken vor; denn in meinem Hause herrscht noch der alte Glaube und die alten Erwartungen."

„Ich bin Leopold Grisca, der Sohn eines armen, aber redlichen Mannes in Wien."

„Er ist in dem Kriege der Franzosen mit dem Reiche der Franken zum General emporgestiegen," setzte Luise hinzu.

„Es wäre mir lieber gewesen, Du könntest noch frei über Deine Hand verfügen," sagte die Herzogin, „aber es ist auch so gut; Dein Gatte muß sich nur einstweilen verborgen halten und von seiner Ehe nichts verlauten lassen, bis wir unserer Sache ganz sicher sind. Ich empfehle ihm, sich bei meinen Hausleuten aufzuhalten, bis er sich öffentlich zeigen kann."

Mit einem Winke ihrer Hand gab sie ihm das Zeichen, sich zu entfernen, bis jede Gefahr gebannt sei.

Leopold verbeugte sich und begab sich zu den Hausleuten, denen er sich als Begleiter der eben angekommenen Dame vorstellte. Als solcher wurde er gerne empfangen, und die Bedienten hatten es bald heraus, daß es ein ungefährlicher und ihnen vollkommen gleichgesinnter Fremder war.

Er gab sich den vollständigen Anstrich zu verstehen, was die beiden Frauen ihm aufzutragen für notwendig hielten. Sie befanden sich beständig in der Farbe der Direktoren und handelten nach ihren Absichten. Auch beugten sie sich unter das neue Priestertum und kehrten sich nicht daran, daß andere Menschen sich heimlich über dasselbe lustig machten und mit demselben verfuhren, wie mit den neuen Gedanken, welche die leitenden Majestäten unter die Brutflügel der Menge legten.

Napoleon verstand es, seine eigene Meinung zu mäßigen und dieselbe in ein aufloderndes Sittengesetz mit demjenigen der siegtrotzenden Menge zu bringen. Er hatte große Summen für sich, größere für seine Verwendung erhoben, aber legte keine Rechnung; er behielt allerdings nur das Wenigste, er war zu gut für seine Grenadiere, und er wollte mit einer

gewissen Gerechtigkeit und Ehre siegen, aber was brauchte er dazu? Worte waren genug vorhanden, um sie zehnfach zu gebrauchen.

Die Herzogin von Villeneuve und Luise, welche mit an die Höfe im Luxemburg genommen wurde, wußten bald die Lage Bonapartes an diesem Hofe zu erheben, und machten Anträge, welche dem Direktorium zuwider waren.

Sie setzten ihm vier Millionen fest, die ihn aber in die Gewalt des Herzogs von Modena gebracht hätten; er lehnte sie deshalb ab. Nun machte man einen Antrag, nach welchem ihm eine Domäne Chambords und ein großes Hotel in Paris als Beweis der Dankbarkeit der Nation zustand.

Ein Mitglied des Rates der Fünfhundert schlug vor, dem General Napoleon Bonaparte auf Kosten des Staates ein jährliches Einkommen von fünfzigtausend Livres, wovon die Hälfte bei seinem Tode auf seine Frau übergehen sollte, auszusetzen.

Das Direktorium wußte diesen Vorschlag zu hintertreiben, es hatte überhaupt nicht vor, den großen Mann nach seinen Thaten zu belohnen; aber es galt jetzt, die beiden Frauen, die sich für Napoleon verschworen hatten, zum Schweigen zu bringen.

Die Sachen der jungen Luise wurden wieder vorgenommen, und es gehörte nicht viel Weisheit dazu, um herauszufinden, daß sie von dem sterbenden Repeira eines ungerechtfertigten Angriffes gegen Napoleon überführt worden war.

Napoleon, welcher bald nachher selbst nach Paris kam, bezeugte ehrlich und offen, daß von seiten des Herzogs von Repeira nur ein Akt vornehmer Gewalt vorlag,

um die Marquise Luise ihrer Erbschaft berauben zu können und sie in den Kerker zu bringen.

Als die Sache einmal so weit untersucht war, wurde sie ohne Schwierigkeit wieder in die Erbschaft ihres Eigentumes zurückversetzt, und es handelte sich nur noch darum, wie der Verbrecher bestraft werden solle.

Es wurde eine lange Untersuchung abgehalten, bei welcher der Herzog von Repeira als erster Schädiger der Marquise de Repeira angegriffen und nach langen Verhandlungen verurteilt wurde. Leider war es mit seinen körperlichen Zuständen nicht mehr zum Hinhalten und Ansehen. Es mußte in dieser Beziehung ein Ende gemacht werden, ehe viel Zeit verging. Die Schuldverschreibungen, welche dem Eigentume des so lange gefürchteten Marquisen entrissen wurden, gehörten bis auf die geringste Kleinigkeit der Klägerin Luise, Marquise von Repeira und wurden ihr zurückzugeben.

Die übrigen Sachen seiner Herkunft und seines Aufstrebens wurden dem Zeitpunkte seines Todes übergeben, der nicht lange auf sich warten lassen konnte.

Endlich war der Urheber aller dieser Unannehmlichkeiten tot, und die Nichte allein übrig. Da sie fürchtete, es möchte auch zwischen ihr und der Behörde Streitigkeiten entstehen, so zog sie es vor, sich von den Erwerbungen zu entfernen. Es wurde festgesetzt, daß die Güter des Marquis de Repeira und die ihrigen unter dem Namen des letzten Besitzers an das Publikum verkauft werden sollten, und daß man von diesem Augenblicke an die Erwählung eines Beobachters vornehmen wollte. Was die heutige Welt über die Erwerbung der Sachen urteilte, das sollte seinen Lauf haben.

Wie die Sachen lagen, war es für die Marquise de

Repeira kein größeres Glück, als sich von denselben mit einer gewissen Schlauheit zu befreien. Man wußte sehr genau, daß die Herzogin von Villeneuve ein Versprechen an einen gewissen Regenten gegeben hatte, ihm die ganze Erbschaft der Marquise de Repeira gegen einen Aufschlag von hundert Prozent zu verschaffen.

Aber es sollte nicht den Anschein haben, als sei das gesamte Einkommen von der Marquise de Repeira gekauft, deshalb mußten erst noch andere Verkäufe gemacht werden, und zwar zuerst mit der Herzogin von Villeneuve. Diese verkaufte alles zusammen wieder an einen Offizier aus dem Hause des eigentlichen Ankäufers und dieser nahm endlich die Kaufsumme auf sich.

Nun verschwand die Marquise von Repeira aus Paris und es wurde nicht wieder nach ihr gefragt, bis Napoleon Beherrscher von Frankreich geworden war, und Luise mit ihrem Gatten freien Einzug in Paris halten und dort bleiben konnte.